

Leseprobe

James Rollins

Erddämmerung – Die Reise in die Dunkelheit

Mit zehn Schwarz-Weiß-Illustrationen - Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 20,00 €



Seiten: 1008

Erscheinungstermin: 15. November 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die große Zukunftssaga mit zehn Schwarz-Weiß-Illustrationen

In der fernen Zukunft hat die Erde aufgehört, sich zu drehen. Eine Seite ist in immerwährendes Licht getaucht, die andere in ewige Dunkelheit. Nur in der Zone der Dämmerung ist Leben möglich. Doch wie lange noch? Die Visionen der blinden Seherin Nyx wurden vom Hofgelehrten Frell bestätigt: Der Mond wird auf die Erde stürzen und alles Leben vernichten. Um das zu verhindern, sind Nyx, Frell und ihre Gefährten – ein ausgestoßener Held, ein ehrlicher Dieb und ein verlorener Prinz – zu den Ruinen der alten Zivilisationen aufgebrochen. Ihre Feinde sind ihnen dicht auf den Fersen, ganze Armeen suchen nach ihnen. Die gefährlichste Reise steht Nyx noch bevor: Sie muss auf die Nachtseite, denn dort liegt eine uralte Stadt. Eine Stadt, die Nyx nur aus Mythen und Sagen kennt, und in der sie Antworten auf ihre Fragen zu finden hofft. Ihr bleibt nicht mehr viel Zeit, um die Katastrophe zu aufzuhalten ...



Autor

James Rollins

James Rollins wurde 1961 in Chicago geboren. Nach seinem Studium eröffnete er in Kalifornien eine veterinärmedizinische Praxis. Nebenbei schrieb er Romane: Fantasy unter dem Pseudonym James Clemens und die erfolgreiche Science-Thriller-Reihe um die SIGMA-Force. Als er 2009 Platz 2 in der Bestsellerliste der »New York Times« erreichte, verkaufte er seine Praxis und widmet sich seitdem ganz dem Schreiben. Mit der »ERDDÄMMERUNG«-

JAMES ROLLINS

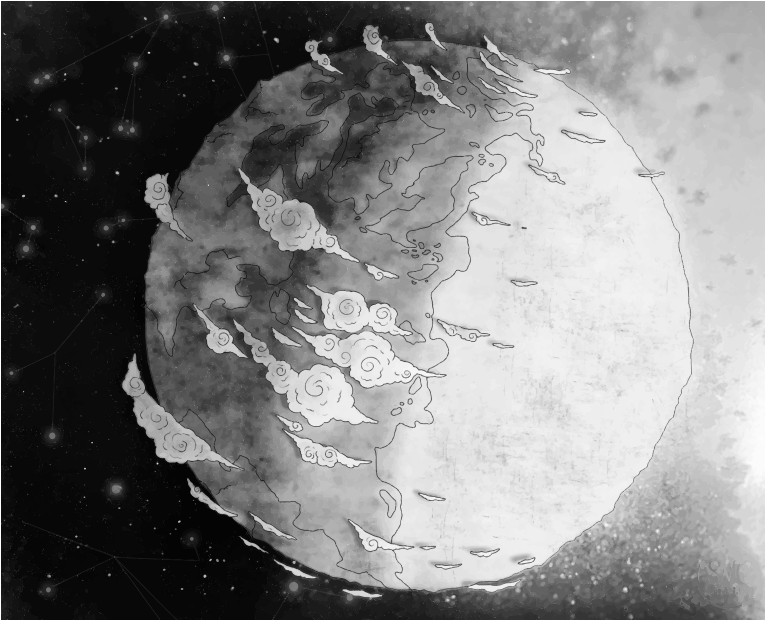
ERDDÄMMERUNG
DIE REISE IN
DIE DUNKELHEIT

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Michael Siefener

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

*Für Veronica Chapman,
die mich vor langer Zeit auf diesen Weg gebracht hat.
Ich folge weiterhin den Wegweisern, die du hinterlassen hast.*



Als sich die Welt nicht mehr drehte,
wurden neue Länder geboren.

Ich sitze in Erstarrung; eine Hand schwebt über frischem Pergament. Beklemmung ergreift mein Herz und schwächt meinen Willen. Die Hand zittert. Ich suche nach einer Entschuldigung, nicht mit ihrer Geschichte fortzufahren. In meinem Kopf feilsche ich und wälze Argumente hin und her. Welchen Unterschied würde es am Ende machen? Wer wird diese Worte jemals lesen? Wer wird die hingekritzeltten Umrisse einer Vergangenheit studieren, die in die Schatten gestürzt ist? Es gibt niemanden, der sich an sie erinnert – niemanden, der den Zoll an Blut und Kampf und Elend beschreiben könnte.

Und doch muss ich weitermachen – nicht für einen zukünftigen Leser, nicht einmal für mich selbst.

Sondern für jemand anderen.

Sie schaut mich noch immer aus dem Skizzenbuch an, das geöffnet gegen das Fenster lehnt, aus dem das erste Licht eines jeden Tages auf ihr aschfahles Haar fällt, auf ihre geschürzten Lippen, auf das Juwelenblau ihrer Augen. Ihr schwerer Blick fordert mich auf und macht es mir erst möglich, ihre Geschichte zu erzählen. Er ruht auf mir, belastet mich und erinnert mich an ein Versprechen, das ich vor langer Zeit gemacht habe.

Dennoch habe ich gezögert, habe mich ihr widersetzt. Zwei Jahreszeiten sind an mir vorübergezogen. Ich habe diese Zeit dazu genutzt, zu dem zurückzukehren, was ich bereits geschrieben hatte, nach Wahrheiten zu suchen, die mir bei dem ersten Bericht entgangen waren, und nach Einzelheiten, die vielleicht schon auf das Kommende hindeuteten. Ich las abermals, wie ein blindes Mädchen ihr Augenlicht durch ein Heilmittel wiedererlangte, das aus Gift gewonnen wurde, und wie sie sowohl der Prophezeiung als auch den Legionen des Königs entfloh. Ich sah, wie Schicksal und Torheit die Steine eines gigantischen »Ritter und Knappe«-Spiels auf sie zuschoben: ein zweitgebore-

ner Prinz, ein gebrochener Ritter, ein widerspenstiger Dieb, eine aus fließender Bronze geformte Gestalt und zahllose weitere kleinere Spieler. Und der wichtigste von allen: ihr geflügelter Bruder, der ihr Lied und ihr Herz mit ihr geteilt hatte und ihr näherstand als jeder Zwilling.

Und das war nur der Anfang.

Die erste Geschichte war die einer Unschuld, in der sogar im Blutvergießen noch Hoffnung zu finden war. Sie endete mit der Gestaltung eines Ziels, mit der Bildung einer Vereinigung gegen die Prophezeiung und mit dem Verlangen, den Bernstein zu schmelzen, der die Urde erstarren lässt, sodass sich die Welt wieder drehen konnte und das Unheil abgewehrt wurde, das in einem einzigen Wort zu finden war: Mondsturz.

Die nächste Geschichte ist viel schwerer zu berichten.

Schlimmer noch: Sie aufzuschreiben heißt, sie nochmals zu durchleben.

Es ist die Geschichte der verlorenen Unschuld, des verratenen Vertrauens, der verbannten Hoffnung. Es spottet all dem, was zuvor geschrieben wurde. Selbst jetzt höre ich noch ihren geflügelten Gefährten in der Dunkelheit jammern. Es ist ein schmerzerfüllter Chor des Zaumsangs, der mich weiter bindet, der mein Blut zum Gefrieren bringt und mir die Haare zu Berge stehen lässt.

Ich mag diese Geschichte nicht erzählen, mag sie nicht noch einmal durchleben.

Doch im Licht der Morgendämmerung schaut sie mich aus meinem alten Skizzenbuch an. Die Augen wurden mit einem öligen Pulver aus azurfarbenen Muscheln gemalt, und noch immer liegt Macht in ihnen. Wenn ich diesem Blick begegne, durchbricht er den Zauber, der mich bindet, sodass ich jene kalten Worte aufschreiben kann, die in meiner Brust gefangen sind.

Und so beginne ich.

Ermattet habe ich zwei Jahreszeiten in meiner Dachkammer verbracht, was durchaus passend und verheißungsvoll ist, denn wenn ich nun den Faden ihrer Geschichte wieder aufnehme, ist für sie dieselbe Zeit vergangen.

EINS

Der Eisschild

*Wenn Frost die Haut verbrennet,
wer dann Eis von Feuer trennet?*

Gefunden in den Chroniken Rega sy Noors,
des ersten Forschers, der hinter die Eiszähne reiste
und während seiner zweiten Expedition verschwand

1

GEGEN DEN strahlenden Streifen aus Sternen hob Nyx die Hand. Die Wärme ihres Atems wurde in der eisigen Finsternis zu Dunst und verschleierte den Blick so sehr, dass dies alles wie ein magisches Trugbild wirkte. Sie stand allein auf dem Mitteldeck der *Sperber* und bestaunte das Wunder über ihr. Sie hatte nicht gewusst, dass ein so helles Strahlen jenseits des Sonnenglanzes überhaupt existierte.

Aber woher hätte ich es auch wissen sollen?

Als das Wyndschiff unter dem Bogen des Nachthimmels weiter nach Westen flog, erkannte sie, wie klein ihre Existenz bis vor Kurzem noch gewesen war. Ihr ganzes Leben hatte sie innerhalb der Krone verbracht, wo die Nacht nur ein schwächeres Leuchten des Tages war. Sie stellte sich das bronzene Modell des Sonnensystems im alten Astronikum ihrer Schule vor, in dem die Sonne durch einen runden Kessel voller heißer Kohlen dargestellt wurde, um den sich winzige Planeten mithilfe von Drähten und Zahnrädern drehten. Sie dachte an die dritte Kugel, die Urde, die von dem komplizierten Tanz des Systems angetrieben wurde. Während ihre Welt die Sonne umkreiste, wandte sie ihr immer dieselbe Seite zu. Die eine brannte auf ewig unter dem gnadenlosen Strahlen des Vaters Oben, während der anderen seine Wärme verboten war. Damit wurde sie von einer nie endenden, eisigen Dunkelheit eingehüllt. Die Krone lag zwischen diesen Extremen; sie war der Kreis aus Ländern, die von Eis und Feuer umgeben waren und von der lebensspendenden Liebe des Vaters Oben ernährt wurden.

Und das alles haben wir jetzt weit hinter uns gelassen.

Sie wandte ihre Hand um – und dem Grund für diese gefährli-

che Fahrt zu. Während die Kälte ihre bloßen Finger betäubte, maß sie das Antlitz des Vollmondes, der in diesem dunklen Land so hell wie eine Laterne leuchtete. Sie mühte sich abzuschätzen, ob sein Gesicht noch stärker angeschwollen war, und suchte nach Anzeichen dafür, dass ihre Prophezeiung über den Mondsturz wahr sein könnte. Noch einmal vernahm sie die Schreie aus ihrer Vision und spürte das donnernde Beben des Landes, gefolgt von der ohrenbetäubenden Stille einer Welt, die in dem Augenblick zerstört war, als der Mond auf die Urde prallte.

Sie konnte nicht sagen, ob der Mond größer geworden war, aber sie zweifelte auch nicht an ihrer Prophezeiung, die vor einem halben Jahr durch Gift bei ihr hervorgerufen worden war. Der Alchemist Frell hatte dasselbe durch seine Berechnungen herausgefunden, die weitaus präziser waren als Nyx' Finger. Ihm zufolge war der Vollmond vor allem während des letzten Jahrzehnts immer größer geworden. Die Bronzefrau Shiya hatte sogar einen ungefähren Zeitpunkt für das Ende der Welt genannt: *Es wird nicht länger als fünf Jahre dauern. Vielleicht auch nur drei.*

Nyx spürte den Druck der verstreichenden Zeit. Er lag wie eine Wagenladung Steine auf ihrer Brust. Auch wenn sie sich ausruhte, fiel ihr das Atmen oft schwer. Ihre Gruppe hatte den Rest des Sommers und den größten Teil des Herbstes mit der Vorbereitung auf diese Reise zur dunklen Gefrorenen Wüste verbracht. Sie hatten es nicht gewagt, allzu hastig zu handeln, insbesondere da so wenig über dieses eisige Land bekannt war. Nun aber näherte sich die Wintersonnenwende rasch, und sie hatten noch Hunderte Meilen vor sich, während ihnen die Zeit davonlief.

In aufkommender Verzweiflung senkte sie den Arm und zog sich wieder den pelzverbrämten Handschuh an. Seit sie über das hohe Gebirge der Eiszähne hinweggeflogen waren – jene zerklüftete Barriere aus tief verschneiten Gipfeln, die die Grenze zwischen der Krone und der Gefrorenen Wüste bildete –, hatten sie den Mond dreimal abnehmen und wieder zunehmen sehen. Dreimal

hatte Nyx beobachtet, wie die dunkle Jägerin den hellen Sohn vor sich hergejagt hatte. Doch immer, wenn der Sohn sein volles Gesicht wieder einmal gezeigt hatte, war Nyx davongeschlichen, so wie jetzt, und auf das offene Deck der *Sperber* gestiegen, wo sie das kalte Antlitz des Mondes abmaß.

Doch das war nicht der einzige Grund, warum sie die Wärme des Schiffes gegen die Eiseskälte auf dem offenen Mitteldeck getauscht hatte.

Sie ging an der Steuerbordreling entlang und reckte den Hals, um ein wenig an der riesigen Gashülle vorbeisehen zu können, die den größten Teil des Himmels verdeckte. Sie suchte nach der verräterischen sichelförmigen Silhouette ihres Bruders, die sich von den Sternen abhob. Sie lauschte auf seinen Ruf, der die Dunkelheit durchdrang. Und dabei hörte sie, wie das Eis auf den dicken Eisenkabeln knirschte, die das Schiff mit dem Ballon verbanden. Aber sonst war alles still. Selbst die Blitzbrenner, die das Schiff antrieben, schwiegen. Ihre Röhren waren gegen die Kälte versiegelt, damit keine Wärme aus dem Wyndschiff entweichen konnte.

Während des größten Teils der bisherigen Reise hatte die Besatzung die Westströmung des Himmelsflusses benutzt, die das Wyndschiff vorantrieb. Der Antrieb hätte die Reise zwar verkürzen können, aber sie mussten trotzdem sparsam mit ihrem Vorrat für die Blitzbrenner umgehen, auch wenn zusätzliche Tanks an den Rumpf der *Sperber* geschweißt worden waren. Sie brauchten den Treibstoff nicht nur für die Reise über die Wüste hinweg, sondern auch noch für die Rückfahrt, sollten sie auf ihrer Mission erfolgreich sein.

Sie lehnte sich noch weiter über die Reling und suchte mit ihren Blicken den Himmel ab, während ihr Herz immer schneller schlug.

»Wo bist du?«, flüsterte sie durch ihren Schal hindurch.

Während sie suchte, trieb ihr der Wind lose Haarsträhnen gegen die Wangen. Die Brise trug keine Spur der früheren Wärme mehr in sich. Sie stellte sich die doppelten Flüsse vor, die durch

den Himmel strömten. Der höhere der beiden – auf dem das Schiff reiste – blies die sengende Hitze der sonnenbeschienenen Seite der Urde in einem beständigen Strom nach Westen, bevor er in einer kälteren Strömung zurückkehrte, die Land und Meer umschmiegte. Es waren diese beiden Ströme, die auf ewig in zwei verschiedene Richtungen bliesen und die Länder der Krone mit einem erträglichen Klima versahen. Die Hieromönche glaubten, dies sei den Zwillingsgottheiten zu verdanken – dem feurigen Hadys und dem eisigen Riesen Madyss, die beide Flüsse über den Himmel pusteten –, während die Alchymisten darauf beharrten, dass ein natürlicher Blasebalg dafür verantwortlich sein müsse, der durch die beiden Extremregionen der Urde geschaffen worden war.

Nyx wusste nicht, wem sie glauben sollte. Sie wusste nur, dass der warme Strom so tief über der Eiswüste kaum mehr etwas von seiner lebensspendenden Wärme besaß. Und von hier aus würde es nur noch kälter werden. Es hieß, dass die Luft gefror, wenn man weit genug in die Wüste hinein reiste.

Mit diesem Wissen suchte sie die Sterne noch intensiver nach dem Bruder ab, der mit ihr verbunden war. Er brauchte die kurzen Flüge, damit er für kurze Zeit seine Schwingen ausstrecken und dem engen unteren Laderaum der *Sperber* entkommen konnte. Aber er war schon viel länger als sonst unterwegs. Sorgen zogen ihr die Kehle zusammen. Ihre Glieder zitterten nicht nur wegen der Kälte.

Komm zu mir zurück.

Als Nyx ihre Wache hielt, hallte die zweite Abendglocke aus dem Innern des Schiffes zu ihr herauf. Sie zitterte in ihrem Mantel und zog die Kapuze enger um die Wangen. Ihre Zähne klapperten.

Er ist schon seit einer geschlagenen Stunde fort.

Enttäuscht und besorgt warf sie einen Blick auf die weite Fläche geborstenen Eises hinunter, in der sich der Silberglanz des Vollmondes spiegelte. Als sie keine Antworten in der endlosen Weite

des Eisschildes fand, sah sie wieder nach oben. Dabei summte sie leise und warf einige Fäden des Zaumsangs aus.

»Wo bist du?«, sang sie die Sterne an.

Da spürte sie ihn: ein Prickeln am oberen Ende ihres Rückgrats, das im Innern ihres Schädels Wärme verbreitete.

Erleichterung entströmte ihr und wurde zu Dunst.

»Bashaliia ...«

Ein mächtiger Schatten schwebte über den Ballon und den Himmel vor ihr. Das Mýr-Flederwesen breitete die Flügel aus, drehte sich in der Luft und flog zurück. Dabei wandelte sich die prickelnde Wärme in Nyx' Kopf zu einem Klagen, das sie eher spürte als hörte – es war eine leichte Vibration in ihren Ohrknöcheln.

Sie trat einen Schritt zurück. Als er sich näherte, fächelten seine Schwingen die Luft. Sie machte ihm Platz – und es war gut, dass sie dies tat. Als er sich unter den Gasballon duckte, ließen seine Klauen die Keule irgendeines großen Tieres los, die mindestens eine halbe Tonne wiegen musste. Sie prallte kurz vom Deck ab, rutschte dann über die Planken und hinterließ eine dampfende Blutspur.

Nun landete Bashaliia selbst. Seine Krallen schlitterten über das Deck, suchten nach Halt, und schließlich kam er zum Stillstand.

Nyx lief um das Blut am Boden herum und rannte auf ihren Freund zu.

Er faltete seine Schwingen um sie und hüllte sie ein. Eine samtige Nase fand ihre Wange. Sein warmer Atem fuhr über sie. Sein Körper wirkte wie ein brennender Ofen in der Kälte. Sie drängte sich in seine Wärme. Ihre Finger fuhr über das dichte Fell hinter seinem großen Ohr. Die andere Hand legte sie auf seine Brust und spürte das Klopfen seines Herzens. Schon verlangsamte sich der Rhythmus, als er sich von den Anstrengungen der Jagd erholte.

»Bashaliia, du darfst nicht so lange fort sein«, tadelte sie ihn sanft. »Ich habe mir Sorgen um dich gemacht.«

Er summte ihr beruhigend zu.

Dabei vergruben sich ihre Finger in seinem Fell. Ihr gefiel, wie dick es geworden war. Sein Körper hatte sich überraschend schnell an die Kälte angepasst. Krysh – der Alchemist, der von Frell dazu abkommandiert worden war, sie zu begleiten – hatte die Veränderungen bereits bemerkt: die zusätzliche Fettschicht, das zotteliger gewordene Fell, ja sogar die Verdickungen von Bashaliias Nasenflügeln. Es war, als hätte das Flederwesen alle Öffnungen verkleinert oder verstopft, damit die Wärme in seinem Innern blieb, wie es auch bei dem Schiff geschehen war. Der Alchemist hatte ihrem Freund ein wenig Blut abgenommen und dann dessen Veränderungen erklärt: ein Ansteigen roter Zellmaterie, begleitet von einem langsameren Erkalten seines Blutes. Das Letztere schrieb Krysh dem Erscheinen von frostresistenten Chemikalien zu, die sich einer genauen Untersuchung bisher widersetzen. Sein Schluss lautete: *Es ist, als verändere sich die gesamte Gestalt der Kreatur sehr schnell, damit sie in ihre neue Umgebung passt.*

Nyx wünschte, das wäre auch bei ihr der Fall.

Obwohl sie in Bashaliias Wärme eingehüllt war, zitterte sie. Sie mussten sich nach unten zurückziehen. Nyx hob das Kinn und sang sanft. Die Fäden des Zaumsangs trieben von ihr zu ihm und teilten ihr Bedürfnis mit, in die Wärme des Schiffes zurückzukehren.

Kurz umarmte er sie noch fester und benutzte seinen langen Schwanz dazu, sie näher an sich heranzuziehen. Sein schwerer Moschusduft umgab sie. Trotz seiner körperlichen Veränderungen war dieser Duft gleich geblieben. Sie atmete ihn tief ein, sodass er zu einem Teil von ihr wurde. Er roch nach Salz und feuchtem Fell, mit einer Spur von Schwefel. Auch nach der langen Zeit hatte er noch immer den Geruch des Sumpflandes an sich. Er erinnerte Nyx an ihr Zuhause in diesem ertrunkenen Land und an all das, was sie verloren hatte.

Ihren Dah, ihre Brüder Bastan und Ablen ...

Alle sind tot.

Noch einmal atmete sie Bashaliias Moschusduft tief ein und verwendete ihn dazu, ihre Erinnerungen zu stärken – nicht nur jene an ihre Familie, sondern auch eine, die noch weiter zurücklag und schon beinahe vergessen war. Sie konnte sich nur wenig davon vorstellen. Es war eine Zeit aus Gerüchen, Berührungen und Geschmäckern. Als Kind war sie nach dem Tod ihrer Mutter in den Sümpfen ausgesetzt worden. Sie hätte in dieser rauen Gegend gar nicht überlebt, wenn nicht ein weibliches Flederwesen sie gefunden und aufgenommen hätte. Nyx war von dieser gewaltigen Kreatur genährt und aufgezogen worden.

Und nicht nur ich.

Unter denselben Schwingen hatte auch noch ein kleiner Bruder gehockt und sich die Milchzitzen mit ihr geteilt.

Sie vergrub die Finger tiefer in sein Fell.

Bashaliia ...

Sein Duft, die Wärme seines Körpers dienten als Erinnerung daran, dass sie während jenes schrecklichen Sommers nicht ihre *ganze* Familie verloren hatte. Sie wollte ihn in ihrer Nähe behalten, länger mit ihm hier draußen sein, aber sie beide wussten, dass sie sich nun in den Schiffsrumpf zurückziehen mussten.

Sie legte die Handflächen gegen seine Brust und machte sich aus der Umarmung seiner Schwingen frei. Sofort wurde sie von der Kälte überfallen. Schon hatte der Frost die Ränder von Bashaliias großen Ohren überzogen.

»Wir sollten uns einen warmen Ofen suchen und hoffen, dass seine Kohlen frisch geschürt worden sind.«

Sie wandte sich dem höheren Achterdeck und den Türen zu, die in die Tiefe des Schiffes führten. Aber bevor sie einen Schritt in diese Richtung machen konnte, wurde die Tür zum Vorderdeck aufgestoßen. Sie wirbelte herum, war erschrocken. Das Aufblitzen einer Laterne blendete sie kurzzeitig.

Zur Verteidigung breitete Bashaliia seine Schwingen aus und reagierte damit auf ihr Entsetzen.

Doch beruhigend hob sie die Hand, als sie die Person hinter dem Gleißern erkannte.

»Jace?« Sie versuchte, sein plötzliches Auftreten zu verstehen.
»Was tust du hier?«

Sie wusste, dass ihr Freund und früherer Tutor die Kälte verabscheute. Und dennoch kam er auf sie zu, eingewickelt in eine dicke Decke, und sein Atem zeichnete weiße Striemen in die Luft. Aufmerksam achtete er auf jeden seiner Schritte, als er über die eisverkrusteten Planken des Decks ging.

»Ich wollte über etwas mit dir sprechen – unter vier Augen«, sagte er. »Es ist etwas Seltsames, vielleicht sogar Wichtiges. Doch dann hat mich Graulin erwischt, als ich auf dem Weg hierher war. Er möchte, dass alle ins Steuerhaus kommen. Daran hat etwas gesehen, das vor uns liegt. Nach Graulins grimmigem Tonfall zu urteilen, scheint es etwas Beunruhigendes zu sein.«

»Er klingt immer grimmig«, rief sie ihm in Erinnerung.

»Vielleicht, aber wir sollten uns trotzdem beeilen. Insbesondere da er nicht weiß, dass du allein hier oben bist.«

»Ich bin nicht allein.« Sie streichelte Bashaliia, der seine Flügel schon wieder eingefaltet hatte.

»Ich glaube kaum, dass Graulin diese Gesellschaft beruhigend fände.«

Nyx wusste, dass Jace recht hatte. Trotz der Enge in dem Flynkschiff waren sie und Graulin sich nicht nähergekommen. Der Mann mochte ihr Vater sein – aber vielleicht war er es auch nicht. Jedenfalls versuchte er andauernd, ein gewisses Maß an Kontrolle über sie auszuüben. Sie ärgerte sich über seinen allgegenwärtigen Schatten und suchte andauernd nach Möglichkeiten, ihm für kurze Zeit zu entkommen.

Wie jetzt ...

Sie erkannte, dass es nicht nur Bashaliia war, der hin und wieder einen Ausbruch aus der Beengtheit des Schiffes brauchte.

Jace sah sie düster an und kniff die Lippen zu einer dünnen

Linie zusammen, so wie er es immer tat, wenn er mit ihrer Sturheit konfrontiert wurde. »Falls Graulin jemals von deinen kleinen Ausflügen auf das offene Deck erfahren sollte, wird er mir den Bart von den Wangen reißen.«

Sie streckte die Hand aus und zupfte an den roten Locken an seinem Kinn. »Mir scheint er ziemlich festzusitzen.«

Er schob ihre Hand nach unten, und trotz der Kälte wurden seine Wangen rot. »Und so sollte es auch bleiben.«

Sie lächelte. »Der dichtere Bart steht dir übrigens gut. Offenbar werden du und Bashaliia mit jeder zurückgelegten Meile pelziger.«

Ein noch tieferes Rot stahl sich in seine Wangen. »Wie bei ihm geht es mir nicht um gutes Aussehen, sondern um den Schutz vor der Kälte.«

Sie zuckte die Achseln und warf ihm einen zweifelnden Blick zu. »Hilf mir, Bashaliia nach unten zu bringen, und dann gehen wir zum Steuerhaus.«

Jace brummte leise. Sie sah zu, wie er seine Bartlocken wieder in Ordnung brachte, nachdem sie sie zerzaust hatte. Als der Wind seine Decke packte und sie halb von ihm riss, bemerkte sie, wie sehr sich ihr Freund verändert hatte. Während sich Bashaliia eine Schicht aus wärmendem Fett zugelegt hatte, war Jace noch dünner geworden. Während der Reise hatte er regelmäßig Übungskämpfe mit Darant und Graulin abgehalten und seine Fähigkeiten mit Faust und Axt geschärft. Außerdem waren die Vorräte an Bord streng rationiert, und so hatte er eine Menge seines ursprünglichen Gewichts verloren.

Trotzdem hatte der Kriegernovize den Gelehrten noch nicht verdrängt.

Auch wenn er der Kälte offensichtlich so schnell wie möglich entkommen wollte, ging er doch auf die blutige Keule zu, die auf dem Deck lag. »Woher kommt das denn?«

»Bashaliia ist auf die Jagd gegangen«, erklärte Nyx.

Er betrachtete das Hufende der Keule mit zusammengeknif-

fenen Augen. »Dreihufig und mit weißem Pelz. Er muss einen Martok zur Strecke gebracht haben. Der Größe des Beins nach zu urteilen, handelt es sich um ein Kalb aus diesem Jahr.« Er betastete das Fell und pflückte ein wenig Moos heraus, das in der Dunkelheit schwach schimmerte. »Faszinierend. Wir sollten das Bein zu Krysh tragen und so viel wie möglich über diese Giganten des Eisschildes in Erfahrung bringen.«

Nyx lehnte das ab. »Es ist Bashaliias Beute. Er braucht mehr Nahrung, als es in unseren ausgedünnten Vorräten für ihn gibt. Vielleicht sollte er öfter jagen, bevor es noch kälter wird.«

»Das stimmt.« Jace richtete sich auf und rieb seinen Bauch. »Je besser er sich selbst versorgen kann, desto langsamer leert sich unsere Vorratskammer. Ich werde ein paar Leute von der Besatzung bitten, das Bein nach unten zu bringen und einzupökeln.«

»Danke.«

Als sie zum Achterdeck gingen, warf er noch einen verlangenden Blick auf die Keule – eher aus Neugier als aus Hunger. »Wer hätte je geglaubt, dass so gewaltige Kreaturen durch dieses vereiste Land stapfen?«

Nyx verstand sein Interesse. Durch die Weitblicker des Schiffes hatte sie die riesigen Martok-Herden auf den großen Eisplatten mit eigenen Augen gesehen. Die zotteligen Bullen mit den gewundenen Hörnern schienen so groß zu sein, dass sie bis zur dritten Ebene ihrer alten Schule gereicht hätten. Die Kühe wirkten kaum kleiner. Offenbar ernährten sich die Herden von Büscheln phosphoreszierenden Mooses, die auf dem Eis wuchsen, wo sie sie mit ihren Stoßzähnen abrissen. Krysh – dessen jahrzehntealtes alchymistisches Interesse sich vor allem auf die Eiswüste bezog – hatte getrocknete Exemplare dieser Pflanze studiert, die auf den seltenen Expeditionen tollkühner Forscher gesammelt worden waren. Er sagte, sie heiße *Is'veppir* und ihr kaltes Blattwerk erinnere eher an Pilze als an Moos.

»Wer hätte denn geahnt, dass solches Leben hier draußen exis-

tieren kann?«, fragte Nyx und warf einen Blick in Richtung Westen. »Wir werden bald dort sein, wo vor uns noch niemand war.«

»Nicht unbedingt.« Als Jace zu einer gelehrten Ausführung ansetzte, wurde seine Stimme leiser. Sie war ihr so vertraut wie Bas-haliias Moschusduft. »Ich habe Berichte von jenen gelesen, die sich bis hinter die Eiszähne gewagt haben. In den *Chroniken von Rega sy Noor – Die Erleuchtung der sonnenlosen Lande*. Ich habe sogar ein Buch gelesen, von dem Krysh behauptet hat, es sei aus den gjoanischen Archiven gestohlen worden – ein Werk, das sieben Jahrhunderte alt ist. Ich wollte mit dir über das sprechen, was ich darin gefunden habe, bevor ich es den anderen sage.«

Nun hatten sie die Doppeltür erreicht, hinter der eine Treppe in den Laderaum des Schiffes führte. Sie zog die Tür auf und drehte sich zu ihm um. »Was hast du gefunden?«

»Wenn das, was darin geschrieben steht, stimmt, dann ... sind wir vielleicht nicht allein in der Eiswüste. Dort könnten noch andere Menschen leben.«

Ungläubig runzelte sie die Stirn.

Das ist unmöglich. Wer könnte dort draußen überleben?

Jace hob die Hand. »Hör mich an, und ich werde ...«

Das gesamte Schiff ruckte plötzlich unter ihnen. Donner hallte durch den klaren Himmel. An der Steuerbordseite schoss eine Flamme aus dem Rumpf über den Himmel. Stücke aus Eisen und Holz schossen hoch über die Reling. Einige hätten fast die Ballonhülle durchschlagen. Die Explosion trieb die *Sperber* in eine heftige Drehbewegung. Angespannte Kabel kreischten und rissen unter dem plötzlichen Angriff. Das Deck neigte sich.

Nyx verlor den Boden unter den Füßen, hielt sich aber an der Tür fest.

Hart fiel Jace bäuchlings auf die Planken und rutschte über das eisverkrustete Deck – weg von Nyx. Er war noch halb in seine Decke eingewickelt, keuchte auf und versuchte, sich irgendwo festzuhalten.

»Jace!«, schrie sie und ließ sich auf den Hintern herunter. Sie hielt sich weiter an der Tür fest, streckte das Bein aus, damit er sich daran festhalten konnte, aber er befand sich schon außerhalb ihrer Reichweite.

Bashaliia sprang an ihr vorbei und stieß auf Jace herunter wie ein Falke auf ein Kaninchen. Krallen durchstachen seine Decke. Jace schrie vor Schmerz auf, als sie auch in sein Fleisch drangen. Dann flog Bashaliia mit einem einzigen Flügelschlag mit seiner Beute zu Nyx zurück.

»Nach drinnen!«, rief sie und hastete voraus.

Überall auf dem Schiff hallten nun die Alarmglocken, während sie die Treppe hinunterstürzte und einen kurzen Korridor entlangkroch. Bashaliia warf Jace hinter ihr her und drückte sich dann selbst durch die Tür.

Jace ächzte, setzte sich auf und lehnte sich gegen die Wand. »Was ist passiert?«

Nyx starrte an ihm vorbei auf die offen stehende Flügeltür. Inzwischen drehte sich die *Sperber* langsamer, und das Deck richtete sich wieder aus. Die Flammen waren erloschen, aber ein Glühen auf der Steuerbordseite war geblieben.

Sie sah Jace an und schluckte schwer, bevor sie etwas sagen konnte. Sie befürchtete, sie könnte die Möglichkeit aussprechen, die ... eine Katastrophe bedeutete. »Einer der Antriebe des Schiffes muss explodiert sein.«

2

ES DAUERTE nicht lange, bis Nyx' Ängste bestätigt wurden.

Sie stand neben Jace in dem überfüllten Steuerhaus der *Sperber*. Alle hatten sich um einen pockennarbigen Matrosen namens Hyck versammelt. Die Zeit hatte den alten Mann so sehr ausgemergelt, dass er nur noch Haut und Knochen war, aber seine Augen leuchteten noch immer eindringlich. Er war ein früherer Alchimist, der vor langer Zeit seines Amtes enthoben worden war und nun als Schiffingenieur diente.

Er rieb ein Stück Stoff zwischen seinen Händen und versuchte, Rückstände des öligen Treibstoffs von den Handflächen zu entfernen, wobei er die Schlieren jedoch nur weiter verteilte. »Zum Glück ist bloß das Lenktriebwerk an der Steuerbordseite explodiert. Wäre es der Heckantrieb gewesen, hätten wir uns nicht mehr zurück zur Krone schleppen können.«

Nyx und Jace tauschten einen besorgten Blick. Sie wusste, dass das Flynkschiff drei Antriebe besaß – einen an jeder Seite und einen großen im Heck am Ende des Kiels.

»Sind die Feuer gelöscht worden?«, fragte Darant.

»Ja«, antwortete Hyck. »Das haben wir als Erstes gemacht. Flammen sind hier eine größere Gefahr als jede Explosion. Deine beiden Töchter haben sich den Schaden angesehen und versuchen gerade herauszufinden, ob sich irgendetwas retten lässt.«

Darant ging in dem Steuerhaus hin und her. Dieses Schiff gehörte dem Briganten, und jeder Schaden daran schmerzte ihn wie eine Wunde am eigenen Körper. Seine Miene war wie eine Gewitterwolke. Er hatte die Finger um den Griff eines seiner Peitschenschwerter geschlungen. Sein dunkelblauer, zu Hemd und Stiefeln

passender Kurzmantel flatterte hinter ihm her, während er über die Planken stürmte.

Graulín hob die Hand. »Heißt das, wir müssen umkehren – zurück zur Krone?«

Hyck öffnete den Mund, aber Darant schnitt ihm das Wort ab. »Auf gar keinen Fall!«, rief der Pirat und zog seine schmale Klinge halb aus dem Futteral, als wollte er jeden angreifen, der sich ihm entgegenstellte. »Dieser kleine Sperber mag einen verwundeten Flügel haben, aber er kann noch immer fliegen. Den Verlust des Steuerbordantriebs können wir ausgleichen. Wie Hyck schon gesagt hat, unser Heckmotor ist um einiges wichtiger. Wir setzen unsere Reise fort.«

Graulín wandte sich an Nyx. Vor Sorge kniff er die Augen zusammen, sodass nur noch eine Andeutung von silbrigem Blau zu sehen war, das wie eine Eisader in seinem steinernen Gesicht wirkte. Kaum eine andere Farbe war an dem Mann zu entdecken. Es schien, als hätte ihn die Legende des eidbrüchigen Ritters – eine Geschichte, die Nyx und Graulín auf tragische Weise zusammenband – zur Zeichnung in einem Buch gemacht, die nur in Grautönen und in Schwarz ausgeführt war. Sein dunkles Haar und der zottelige Bart waren weiß gesprenkelt. Einige Strähnen wirkten altersgrau, andere verdeckten eingesunkene Narben. Aber nicht all seine alten Wunden blieben verborgen: Seine Nase war krumm, und unter dem linken Auge lag eine schartige Strieme. Sie alle zeugten von der Bestrafung für seine Liebe und für den Bruch seines Eides, den er vor dem König der Hálendii geschworen hatte.

Ein Knurren erhob sich. Es kam zwar nicht von Graulín, hätte aber durchaus von ihm stammen können. Es drückte eine Mischung aus Enttäuschung und Wut aus. Der Schatten des Ritters schob sich stärker ins Blickfeld. Die bernsteinfarbenen Augen des Vargr glühten inmitten eines kohlschwarzen Fells. Die Beinmuskeln spannten sich an und kräuselten die lohfarbenen Streifen, die darüber verliefen. Es wirkte wie Sonnenlicht, das durch ein dunk-

les Blätterdach fällt. Die büscheligen Ohren des Vargr standen aufrecht und drehten sich vor und zurück auf der Suche nach der Gefahr, die alle so nervös hatte werden lassen.

Nyx summte leise und wob einen beruhigenden Faden des Zaumsangs. Er wand sich in das grollende Knurren und besänftigte die Anspannung des Vargr.

Grauln versuchte es mit seiner eigenen Methode und legte eine schwielige Hand auf die Schulter des Tiers. »Sitz, Kalder.«

Der Schwanz des Vargr peitschte noch zweimal hin und her, dann gehorchte das Tier, aber seine Ohren blieben hoch aufgerichtet und steif.

Während ihrer kurzen Verbindung mit Kalder hatte Nyx die Wildheit gespürt, die in seinem starken Herzen eingezwängt war. Manche hielten Kalder irrigerweise für einen bloßen Jagdhund, der Graulin äußerst ergeben war. Nyx wusste aber, dass ihre gegenseitige Beziehung wesentlich tiefer reichte; es war ein Band, das nicht nur aus Vertrauen und Respekt, sondern auch aus geteiltem Schmerz und Verlust entstanden war. Die Erinnerung an Kalders Bruder, der vor einem halben Jahr gestorben war, hallte noch in dieser tapferen Brust wider. Nyx hörte das Wispern von Jagden durch kalte Wälder und spürte eine Wärme, die allein ein angeschmiegtter Bruder spenden konnte.

Kalders Nervosität rührte vermutlich auch von den vielen Monaten an Bord der engen *Sperber* her. Solche großartigen Tiere sollten niemals eingesperrt sein.

Grauln wandte sich von der Gruppe ab und sah durch eines der Fenster, die den Blick voraus freigaben. »Darant, ich verstehe das Vertrauen, das du in dein Schiff setzt, aber vielleicht sollte in diesem Fall doch die Vorsicht stärker wiegen als die Überzeugung. Wenn wir die *Sperber* verlieren, ist alles verloren. Anstatt weiterzufliegen ...«

»Nein!«, platzte es aus Nyx heraus.

Als sich alle ihr zuwandten, weigerte sie sich, unter dem Ge-

wicht der Blicke nachzugeben. Sie dachte daran, dass sie drei Mondphasen gebraucht hatten, bis sie hierhergekommen waren. Die Rückkehr zur Krone würde genauso lange dauern. Und sie würden erneut hierher aufbrechen müssen.

»Wir würden ein halbes Jahr verlieren«, sagte sie. »Das können wir uns aber nicht leisten. Wir müssen den Ort erreichen, den Shiya uns auf ihrer Kugel gezeigt hat.«

»Das ist uns bewusst«, sagte Graulin. »Aber Shiya hat uns auch gesagt, dass wir noch mindestens drei oder sogar fünf Jahre haben, bevor der Mondsturz unausweichlich wird. Daher bleibt uns ein wenig Zeit für Vorsicht.«

»Nein. Nein, diese Zeit haben wir nicht.«

»Nyx ...«

Sie schüttelte den Kopf, denn sie wusste, dass Graulins Zurückhaltung von seiner Sorge um sie herrührte. Schmerz schoss ihm in die Augen. Zwar war sie vielleicht nicht seine Tochter, aber sie war das Kind der Frau, die er einmal geliebt hatte. Graulin hatte lange geglaubt, Nyx sei in den Sümpfen von Mýr gestorben, bevor sie auf wundersame Weise zu ihm zurückgekehrt war. Darum wollte er sie gewiss nicht noch einmal verlieren.

Aber sie schob seine Sorgen beiseite. Sie waren nicht von Bedeutung.

Stattdessen dachte Nyx an das schimmernde Bild ihrer Welt, das von Shiyas Kristallkugel erschaffen worden war. Eine smaragdgrüne Markierung hatte tief in der Gefrorenen Wüste geglüht. Das war ihr Ziel, auch wenn nur wenig darüber bekannt war. Nicht einmal Shiya hatte eine Ahnung, was dort draußen lag. Sie wusste nur, dass dieser Ort wichtig war. Wenn sie die Hoffnung darauf, den Sturz des Mondes auf die Urde verhindern zu können, nicht aufgeben wollten, mussten sie ihre Welt wieder zum Drehen bringen, so wie es zahllose Jahrtausende hindurch der Fall gewesen war. Diese glühende Markierung spielte eine wesentliche Rolle bei der Erreichung ihres scheinbar unerreichbaren Ziels.

»Wir haben keine Ahnung, was wir dort draußen vorfinden werden«, warnte Nyx. »Oder wie lange es dauern mag, bis wir diesem Mysterium Antworten entlockt haben. Wir dürfen keine weitere Verzögerung riskieren. Vielleicht sind wir sogar schon zu spät. Wir wissen es einfach nicht.«

Ihre Miene war starr. Sie wollte sowohl ihre Entschlossenheit zum Ausdruck bringen als auch die Hoffnung tief in ihrem Innern verbergen, dass sie vielleicht *tatsächlich* zu spät kamen. Denn wenn sie der Urde ihre Drehbewegung zurückgaben – etwas, das ihr noch immer unmöglich erschien –, würde dies ebenfalls eine Katastrophe auslösen. Die ihnen bekannte Welt würde durch die neue Drehung vernichtet werden. Auch das hatte Shiya ihnen gezeigt. Die gewaltigen Fluten, die Erdbeben und die Stürme, die um den ganzen Planeten laufen würden. Millionen und Abermillionen von Menschen würden sterben.

Nyx begriff, dass dieses Schicksal viel besser als die Auslöschung *allen* Lebens war, sollte der Mond auf die Urde stürzen. Dennoch konnte sie in ihrem Herzen das unbeschreibliche Leid nicht weg-schieben, das über die Welt käme, wenn sie erfolgreich waren.

Ich möchte für dieses Sterben nicht verantwortlich sein.

»Das Mädchen hat recht«, sagte Darant. »Wenn wir umkehren, werden wir es nie wieder bis nach hier draußen schaffen. In der Krone braut sich ein Krieg zusammen. Als wir aufgebrochen sind, hatten die Scharmützel zwischen Hálendii und dem Südlichen Klashe bereits zugenommen. Küstenorte sind überfallen und niedergebrannt worden. Es hat Sabotage und Attentate gegeben. Auf beiden Seiten. Wer weiß, was uns bevorsteht, wenn wir zurückkommen? Wir könnten in eine Falle geraten und in die Kämpfe verwickelt werden. Und vergiss deinen alten Freund König Toranth und seine Iflelen-Hunde nicht. Sie jagen uns noch immer. Wir sollten ihnen keine weitere Gelegenheit geben, uns die Schlinge um den Hals zu legen.«

»Diese Argumente beziehen aber nicht das mit ein, was *vor uns*

liegt.« Graulin zeigte mit dem Finger auf Darant. »Schon vor der Explosion hast du mir aufgetragen, alle in das Steuerhaus zu rufen, weil du dir bereits Sorgen über unsere weitere Flugroute gemacht hattest.«

Nyx warf Jace einen raschen Blick zu. Sie hatte ganz vergessen, dass Graulin allen befohlen hatte, sich hier zu versammeln. Die Explosion und das darauffolgende Chaos hatten alle Aufmerksamkeit beansprucht.

»Was ist los?«, fragte Nyx. »Was liegt vor uns?«

»Sieh es dir selbst an.« Graulin führte sie und die anderen zu dem Fensterbogen an der Vorderseite des Steuerhauses. Von hier aus waren ausgedehnte gebrochene Eisplatten zu sehen, die vom Mond erhellt wurden. »Fenn, der Navigator, hat die Gefahr vor Kurzem durch einen der Weitblicker des Schiffes bemerkt. Aber ihr könnt es mit euren eigenen Augen jetzt deutlich erkennen, da wir schon viel näher herangekommen sind.«

Die Gruppe verteilte sich vor den Fenstern. Nyx suchte die Gegend unterhalb des Schiffes ab, doch der Anblick war der gleiche wie schon seit mehreren Monaten. Die hellen Strahlen des Vollmondes wurden vom Eis zurückgeworfen und tauchten die Welt in Schattierungen aus Silber und Blau. Breite Schneisen aus *Is'vep-pir*-Moos, das rötlich und grün leuchtete, durchzogen die erfrorene Landschaft. Nyx kniff die Augen zusammen und bemerkte nun einige Zusammenballungen von dunkleren Flecken. *Martoks*, erkannte sie. Sie hatten sich zu großen Herden zusammengeschlossen, teilten die Wärme und bewegten sich langsam.

Nyx runzelte die Stirn. »Ich verstehe nicht, was ...«

Neben ihr keuchte Jace. »Sieh zum Horizont.«

Sie hob ihren Blick in die Ferne. Das Eis breitete sich bis zum Nachthimmel aus, der von hellen Sternen gesprenkelt war. Sie schüttelte den Kopf, denn noch immer sah sie ... überhaupt nichts. Dann endlich begriff sie, dass die Sterne das Eis nicht erreichten. Sie verschwanden hoch über der Linie des Horizonts. Der Blick

wurde plötzlich klarer, oder vielleicht waren inzwischen einige Wolken von dem Mond weggezogen. Nun sah sie es ebenfalls. Die Welt endete in einer Reihe zerklüfteter Berggipfel, die sich vor den Sternen erhoben und die Flugbahn blockierten. Die Bergkette, vollkommen schwarz und voll von scharfen Klippen und Graten, ragte hoch aus dem Eis hervor und bildete ein ungeheures Bollwerk.

»Das muss der Drachencryst sein«, sagte Jace. »Diese Gipfel werden auch von Rega sy Noor in seinen Chroniken erwähnt. Während seiner ersten Expedition über Land hat er sie aus der Ferne gesehen, konnte sie aber nicht erreichen. Er nannte die Berge so, weil sie ihn an die Kruste oder Schale eines großen Ungeheuers erinnerten, das durch die Eisfläche bricht.«

»Damit hatte er nicht unrecht«, brummte Darant. »Dieses Ungeheuer könnte sich als gefährlich erweisen.«

»Warum denn?«, fragte Nyx.

Graulín antwortete, ohne sich vom Fenster abzuwenden. »Die Gipfel durchbrechen nicht nur das Eis, sondern sie blockieren auch beide Himmelsflüsse.«

Nyx stellte sich die warmen Hochwinde vor – den einen, der sie gerade in westliche Richtung trug, und die kältere Strömung, die dem Eis näher kam.

Darant wandte sich an den Navigator des Schiffes, der sich über das Okular des Weitblickers gebeugt hatte. »Wie sieht es aus, Fenn?«

Der Navigator richtete sich auf und drehte sich zu den anderen um. Er war jung, vermutlich nur sieben oder acht Jahre älter als Nyx. Er hatte geschmeidige Glieder, hellblonde Locken und grüne Augen, die auf bhestyanisches Blut hinwiesen – die Bhestyaner waren ein Volk, das auf der anderen Seite der Krone lebte. Aber er weigerte sich beharrlich, über seine Vergangenheit zu sprechen. Doch er war auch das zugänglichste Mitglied der Mannschaft. Stets zeigte er ein freundliches Lächeln, und außerdem war er ein unerschöpflicher Quell an Witzen.

Jetzt aber war das Lächeln verschwunden. »Es ist schlimmer, als ich zuerst gedacht hatte«, sagte Fenn. »Am Himmel dort hinten tobt ein gewaltiger Sturm, der unmittelbar über den Gipfeln hängt. Ich vermute, dass er nie nachlässt, denn er wird auf ewig von den entgegengesetzten Winden gespeist.«

»Können wir den Sturm durchqueren?«, fragte Graulin. »Insbesondere wo einer unserer Steuerantriebe explodiert ist?«

Fenn warf Darant einen raschen Blick zu. Der Pirat nickte ihm zu und ermunterte ihn damit, frei zu sprechen. Fenn seufzte und zuckte die Achseln. »Es gibt nur einen Weg, es herauszufinden. Niemand ist je über diese Gipfel gesegelt. Wir werden die Ersten sein.«

»Das stimmt nicht unbedingt«, berichtete ihn Jace.

Alle wandten sich ihm zu.

Jace erklärte: »Rega – der Forscher und Ritter, der diesen Bergen ihren Namen gegeben hat – brach zu einer zweiten Expedition auf und wollte den Drachencryst überqueren, diesmal aber in einem Luftschiff, das *Fyerdra* genannt wurde – nach einem der Gipfel.«

In Fenns Augen glitzerte es; er zeigte wieder eine Spur seiner üblichen Fröhlichkeit. »Ja, aber soweit ich weiß, ist er von dieser zweiten Reise niemals zurückgekehrt.«

»Das ist richtig«, gab Jace widerstrebend zu.

Nyx gab ihm einen Stups. »Du solltest ihnen mitteilen, was du mir auf dem Mitteldeck gesagt hast.«

Graulin wurde starr vor Entsetzen. »Auf dem Mitteldeck? Nyx, was hast du da draußen gemacht?«

Sie beachtete ihn gar nicht. »Sag es ihnen, Jace.«

Ihr Freund nickte und sah die anderen an. »Ich hatte genug Zeit, die meisten historischen Werke zu lesen, die sich mit der Wüste beschäftigen und von den wenigen verfasst wurden, die es gewagt haben, in das Eis hineinzureisen. Einer von ihnen behauptet, es gebe Clans, die hinter dem Drachencryst leben.«

Darant gab ein mürrisches Grunzen von sich. »Aber wer denn? Wer könnte hier draußen leben?«

Jace zog die Brauen zusammen. »Nach den *Annalen von Skree*, einem Buch, das aus den gjoanischen Archiven gerettet wurde, handelt es sich um *einen erschöcklichen Stamm perikulöser Menschen, ausharrend inmitten tödlicher Bestien und großer Ungeheuer.*«

»Das klingt ja nett«, murmelte Fenn.

Jace wandte sich dem sturmmutmosten Horizont zu. »Angeblich hat Rega dieses Buch gelesen und sich bei seiner zweiten Expedition auf die Suche nach dem darin beschriebenen Stamm gemacht.«

»Und von dieser Expedition ist er nie zurückgekehrt«, rief Fenn allen wieder in Erinnerung.

Bevor jemand etwas darauf erwidern konnte, waren Stiefelschritte und laute Stimmen jenseits des Steuerhauses zu hören. Die Tür wurde aufgeworfen, und zahlreiche Gestalten drängten herein. Sie wurden von Shiyas Bronzefigur angeführt. Obwohl sie aus hartem Metall geschaffen war, bewegte sie sich mit großer Anmut. Das schimmernde Glas ihrer Augen richtete sich auf die Anwesenden im Steuerhaus. Die dunklen Flecken auf ihrem bescheidenen Kleid deuteten darauf hin, dass sie zusammen mit den anderen die Überreste des explodierten Blitzbrenners untersucht hatte. Vermutlich hatten sie sich Shiyas beträchtlicher Kraft bedient, die ihnen schon beim Durchstöbern der Trümmer geholfen hatte. Als sie eintrat, wurde das Licht der Lampen von den Umrissen ihres Gesichts zurückgeworfen, aber ihre Miene war und blieb undeutbar.

Die Personen in ihrer Begleitung waren weitaus weniger gelassen. Die untersetzte Gestalt von Rhaif hy Albar – das war der guld'guhliche Dieb, der die Bronzefrau aus den Tiefen der Kalkminen geborgen hatte – glitt an Shiyas linke Seite. Eine ganze Litanei von Flüchen ergoss sich von seinen Lippen.

»Was ist los?«, fragte Darant und trat auf die Neuankömmlinge zu.

Rhaif unterbrach seine Schimpftirade und deutete auf Shiyas andere Seite. »Das kann deine Tochter dir sagen.«

Glance schritt um die Bronzefrau herum und stellte sich vor ihren Vater. Mit der einen Hand schob sie ihren blonden Zopf hinter die Schulter, die andere streckte sie ihm entgegen.

»Dies hier haben wir in den Trümmern der Brennelemente gefunden.«

Alle kamen näher. Ein verbogener Knoten aus dunklem Eisen lag in Glance' festem Griff. Er wirkte wie ein aufgeplatztes schwarzes Ei. Ein bitterer Geruch von verbrannter Alchemie stieg von ihm auf.

»Was ist das?«, fragte Nyx.

Graulins Miene verdüsterte sich. »Das ist ein Stykler.«

Nyx schüttelte den Kopf.

Jace erklärte: »Eine Hülle voller Eisenstücke und Glas, die unter großer Hitze schmelzen.«

Glance hielt den Blick auf ihren Vater gerichtet. »Brayl und Krysh haben schon die beiden anderen Brenner untersucht und sichergestellt, dass dort keine weiteren Bomben versteckt sind.«

Nyx starrte den verbrannten Gegenstand an. »Eine Bombe?«

»Nicht nur eine Bombe«, knurrte Darant und sah sich in dem Raum um. »Das ist Sabotage.«

3

GRAULIN packte den Griff seines Schwertes. An seiner Kraft und Vertrautheit versuchte er sich festzuhalten. Herzdorn befand sich schon seit achtzehn Generationen in seiner Familie. Die Klinge war genauso sehr ein Teil von ihm wie sein eigener Arm. Aber er packte so fest zu, dass die silbernen Dornen des verzierten Griffs in seine Handfläche stachen.

»Wir haben einen Verräter in unseren Reihen«, knurrte Graulin die drei Männer an, die sich um den zerkratzten Eisenholztisch versammelt hatten.

Er hatte Nyx mit Kalder nach unten geschickt, damit das Tier in der Stille des Laderaums wieder zur Ruhe kam. Die Aufregung und Wut über die Entdeckung eines Saboteurs an Bord hatte den Vargr böse werden lassen, sodass er alle und jeden anknurrte und nach ihnen schnappte. Nur Nyx konnte sein wildes Herz beherrschen – auch Jace war gegangen, begleitet von Shiya, die über die anderen wachte.

Danach hatte sich Graulin mit den drei Männern in einen kleinen Kartenraum hinter dem Steuerhaus zurückgezogen, wo sie die Lage unter sich besprechen wollten. Eine einzelne Lampe hing an einer Kette über ihnen und beleuchtete den engen Raum. Die Wände waren mit Hunderten runden Regalfächern bedeckt, in denen zahllose zusammengerollte Karten lagen. Auf die Tischplatte war eine Zeichnung der Gefrorenen Wüste genagelt worden. Darauf stand – neben einigen Papieren, auf die mit einem Kohlestift etliche Berechnungen gekritzelt waren, die von den Bemühungen des Navigators zeugten – ein Sextant.

Rhaif lehnte sich gegen die Tür und sorgte auf diese Weise da-

für, dass sie nicht gestört wurden. Vielleicht wollte er aber auch nur seinen Rücken entlasten. Seine Hosenbeine waren in Kniehöhe schwarz gefleckt. Er roch nach Rauch und verbranntem Öl. Sein feuerrotes Haar, das während der Reise lang gewachsen war, klebte schweißnass an seinem Kopf, nachdem er bei der Untersuchung des explodierten Brenners geholfen hatte.

»Ein Verräter soll unter uns sein«, spuckte Rhaif bitter aus. »Als ob wir nicht schon genügend Schwierigkeiten hätten.«

»Wenn du lange genug lebst, wirst du lernen, dass das Leben aus nichts anderem als aus Schwierigkeiten besteht«, bemerkte Darant. »Aber die Alternative ist noch schlechter. Also solltest du dir Freude machen, wann und wo immer du kannst.«

Graulin bedachte den Mann mit einem finsternen Blick. »Du nimmst die Tatsache eines Saboteurs in unserer Mitte ziemlich leicht.«

»Ich bin ein Pirat. Für mich sind Verrat und doppeltes Spiel eine Handelsware, so wie Münzen oder Schwerter.« Darant stützte sich mit den Fäusten auf dem Tisch ab, während in seinen Augen Feuer aufblitzten. »Aber versteh mich bitte nicht falsch. Ich werde denjenigen häuten, der die *Sperber* beschädigt hat. Das werde ich auf keinen Fall hinnehmen.«

Das letzte Mitglied der Versammlung räusperte sich. Alchymist Krysh hatte sich über die angenagelte Karte gebeugt und hielt den Kopf schräg. Doch seine Gedanken verweilten sicherlich bei der neuen Bedrohung. Er sah mit seinen scharfen grauen Augen auf.

»Wir müssen die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass sich der Saboteur nicht an Bord dieses Flynschiffes befindet«, erklärte er und richtete sich zu seiner vollen Größe auf.

Kryshs Hautfarbe erinnerte an poliertes Kupfer – wie ein Sonnenbrand, der nie verblasste. Die langen schwarzen Haare hatte er sich zu einem eingeölkten Zopf zusammengebunden, der zu der dunklen Robe seines Ordens passte. Aber er war keineswegs ein zarter oder gebrechlicher Gelehrter. Er war eine Handbreit größer

als Graulin, und obwohl er schon in seinem fünften Lebensjahrzehnt stand, war sein Körper noch immer ausgesprochen muskulös. Das war auch gar nicht verwunderlich. Der Mann war in dem rauen Bauernland Aglerolarpok aufgewachsen, das dafür berüchtigt war, seine Bewohner gnadenlos abzuhärten. Abgesehen davon hatte Graulin nur eine gekürzte Version der Lebensgeschichte dieses Mannes erhalten, aber Frell hatte darauf beharrt, dass Krysh vertrauenswürdig sei.

Trotz dieser Versicherung war Graulin misstrauisch, was den Alchymisten betraf, und die Sabotage hatte sein Misstrauen nicht gerade besänftigt.

Wie viel wissen wir wirklich über ihn?

Rhaif stieß sich von der Tür ab, richtete sich auf und hob die Braue über die Bemerkung des Alchymisten. »Krysh, der Saboteur muss sich an Bord der *Sperber* befinden. Jemand hatte doch den Stykler anbringen müssen, oder?«

Krysh nickte. »Gewiss. Aber jeder Stykler wird eigens für seinen besonderen Einsatz angefertigt. Es gibt solche, die eine Schwelzündschnur haben – eine Kordel mit dichten Windungen, die von einem isolierenden Amalgam überzogen ist. Solche Zündschnüre können bis zu einem Jahr schwelen, bis das Feuer endlich den Sprengstoff im Innern der Bombe erreicht.«

Darant kniff die Augen zusammen. »Willst du damit sagen, dass jemand die Bombe an Bord gebracht haben könnte, bevor wir die Krone verlassen haben?«

»Das wäre denkbar. Zumindest sollten wir diese Möglichkeit nicht außer Acht lassen. Der Saboteur könnte eine sehr lange Zündschnur benutzt haben, weil er wollte, dass wir schon weit über der Gefrorenen Wüste sind, wenn die Bombe hochgeht.«

»Damit wir hier stranden«, murmelte Graulin.

Darant rieb sich das Kinn. »Krysh könnte recht haben. In meinem Lager haben die Vorbereitungen für diese Reise recht lange gedauert. Informationen darüber könnten in die falschen Hände

gelangt sein. Ich weiß sehr wohl, wie jede Treue unter dem Gewicht von ausreichend viel Gold zusammenbricht.«

Rhaif wirkte wenig überzeugt und zeigte auf den Piraten. »Aber deiner Tochter zufolge hat sich niemand an den beiden übrigen Brennern zu schaffen gemacht.«

»Ja«, stimmte Darant ihm zu. »Brayl wäre das nicht entgangen. Sie hat schärfere Augen als ein Adler. Und da meine beiden Töchter diese Brenner jetzt bewachen, werden sie unberührt bleiben.«

Grauln verstand, was Rhaif hatte sagen wollen. »Wenn der Stykler schon vor unserer Abreise platziert wurde, warum dann nur im Lenkbrenner an der Steuerbordseite? Warum sind nicht alle drei Antriebe mit einer Bombe bestückt worden? Dann wären wir hier mit Sicherheit gestrandet.«

»Vielleicht wollten sie uns nur davon abhalten, unser Ziel zu erreichen, uns aber nicht töten«, schlug Krysh vor.

»Ein Saboteur mit einem Gewissen«, höhnte Rhaif.

Krysh zuckte mit den Achseln. »Oder es war beabsichtigt, dass wir nach Hause zurückhumpeln. Und sobald wir wieder in der Krone sind, wird man uns gefangen nehmen und verhören. Wer immer versuchen mag, uns aufzuhalten, kennt unser Ziel vielleicht gar nicht, und wenn wir hier draußen sterben, würde dieses Wissen mit uns untergehen.«

Darant versteifte sich. »Das ist ein guter Grund für die Fortsetzung unserer Reise, meine ich.«

Krysh sah die beiden anderen an. »Bevor wir diese Entscheidung treffen, muss ich sagen, dass ich trotz meiner vorhin geäußerten Vermutung der Meinung bin, dass sich der Saboteur tatsächlich noch auf der *Sperber* aufhält. Auch wenn ich wünschte, es wäre anders.«

»Warum?«, fragte Graulin.

»Das wahrscheinlichste Szenario – und ein solches ist für gewöhnlich das richtige – besteht darin, dass der Verräter nur den

Steuerbordbrenner zerstört hat, weil er nicht durch seine eigene Tat sterben wollte. Gold macht keine Märtyrer.«

»Das ist wahr«, antwortete Darant.

Krysh fuhr fort: »Ich finde es auch bemerkenswert, dass der Saboteur gewartet hat, bis wir an den Drachencryst gekommen sind, bevor er die Explosion verursacht hat. Möglicherweise hat er geglaubt, dass uns der Sturm über dem Gebirge im Zusammenspiel mit dem zerstörten Antrieb dazu bringen wird, umzudrehen und nach Hause zu segeln.«

Graulín bedachte die Logik des Alchymisten mit einem Nicken. Offenbar hatte Frell den richtigen Mann für diese Mission ausgewählt. »Wenn du recht hast, wie können wir den Verräter dann aufspüren?«

»Gar nicht«, antwortete Darant für ihn.

Graulín sah ihn düster an.

Darant erklärte: »Unsere Besatzung besteht aus dreizehn Männern und fünf Frauen. Der Verräter könnte jeder von ihnen sein. Vielleicht sind es sogar mehrere Personen. Den oder die Täter herauszufinden ist nahezu unmöglich.«

»Was sollen wir denn tun?«

Darant zuckte mit den Schultern. »Wir vertrauen darauf, dass der Saboteur sein Leben liebt – was er bisher bewiesen hat. Meine Töchter werden die Brenner weiterhin bewachen, aber ich vermute, dass ihnen nichts mehr zustoßen wird. Wenn der Verräter wieder zur Tat schreitet, wird es vermutlich auf eine Art geschehen, die ihn nicht in Lebensgefahr bringt. Wir müssen vorbereitet sein und jeden Einzelnen um uns herum im Auge behalten.«

Ein lautes Klopfen richtete ihre Aufmerksamkeit auf die Tür.

»Wir nähern uns den Bergen!«, rief Fenn von der anderen Seite. »Bei der nächsten Glocke werden wir uns am Rand des Sturms befinden. Wie lauten die Befehle?«

Alle Augen richteten sich auf Darant. Der Pirat wartete, bis ihm die beiden anderen zugewandt hatten, damit er sicher sein konnte,

ihre ungeteilte Zustimmung zu haben – oder damit er die Schuld auf andre abwälzen konnte, falls sich die Entscheidung als katastrophal herausstellen sollte.

Darant rief Fenn zu: »Warne das Schiff! Jede lose Feder der *Sperber* muss festgezurret werden, bevor wir zu der Bergkette kommen.«

Der Pirat drehte sich wieder zu den anderen beiden Männern um und drückte seinen Daumen gegen die Lippen – die klasheanische Bitte um Glück und Gelingen. »Der Saboteur soll verdammt sein. Wir werden es über die Berge schaffen!«

Rhaif wirkte zweifelnd. »Aber selbst wenn wir es schaffen sollten, was werden wir dort finden? Erinnert euch an die Warnung des Jungen. Vor *perikulösen Menschen* und *tödlichen Bestien* und *großen Ungeheuern*.«

Krysh nickte langsam. »Sollten sich diese Legenden als wahr erweisen, wird ein Verräter in unseren Reihen unser geringstes Problem sein.«



Archivalische Darstellung von Martoks
(leben auf dem Eisschild)

ZWEI

Ein Prinz im Exil

Kysalimri – die Ewige Stadt des Südlichen Klashe – ist die älteste Ansiedlung der Krone. Unter ihren tiefsten Wurzeln liegen Stein und Eisen, die von dem Verlassenen Zeitalter kündigen, gefürchtete Samen einer Zeit, lange schon verloren in der Geschichte. Aber aus diesen Samen erwuchs eine große Stadt, die sich ausbreitet von der Bucht der Gesegneten bis zu den Vorbergen des Hyrgmassivs, Hunderte Meilen in einer jeden Richtung. Sie ist weniger ein Zeichen auf der Landkarte, sondern vielmehr ein eigenes Königreich, unterteilt durch uralte Mauern, aber vereinigt durch Blut und Zweck. Es heißt: Sollte Kysalimri jemals fallen, dann fällt die ganze Welt.

Aus dem achtzigbändigen Werk
Allumfassende Geographica von Lyrrasta

4

DER ZWEITGEBORENE Prinz von Hálendii kämpfte gegen seine Ketten an, als er auf die Reling der Lustbarke zuschritt. Die silbernen Kettenglieder erstreckten sich von Kanthe ry Mas-sifs Fußknöcheln bis zu den Krägen der beiden Chaaen-Eskorten, die hinter ihm hergingen. Selbst nachdem er eine ganze Jahreszeit in Kysalimri, der Ewigen Stadt des Südlichen Klashe, verbracht hatte, war es ihm noch nicht gelungen, sich in einem fließenden Einklang mit jenen zu bewegen, die an ihn gebunden waren.

Sein linkes Bein versuchte auszuschreiten, wurde aber durch die Kette am Knöchel daran gehindert. Er ruderte auf gänzlich unprinzliche Weise mit den Armen und versuchte, das Gleichgewicht zu halten. Doch er musste erkennen, dass es aussichtslos war. Er stürzte mit dem Kopf voran auf das Deck zu – und dann packte ihn eine feste Hand an der Schulter und fing ihn auf. Sein Retter kicherte, als er Kanthe auf die Beine stellte und ihm zur Reling hinüberhalf.

»Danke, Rami«, sagte Kanthe. »Du hast gerade verhindert, dass ich mir meine hübsche Nase breche.«

»Das darf nicht geschehen, mein Freund, insbesondere nicht, da deine Hochzeit nur noch einen Mondzyklus entfernt liegt.« Rami wandte sich zu einem Podest in der Mitte des breiten Bootes um. »Natürlich würde meine Schwester Aalia es nicht hinnehmen, ihren Geliebten an ihrem schönsten und vollkommensten Tag so verunstaltet sehen zu müssen.«

Kanthe warf einen Blick über das Deck auf das samtene Sofa. Geschützt von den Segeln der Barke, saß Aalia im Haeshan auf einem Nest aus Kissen. Sie war eine verschattete Rose, gekleidet in sei-

dene Gewänder, die mit Goldfäden durchwoben waren. Ihre eingeeölten Zöpfe, so dunkel wie poliertes Ebenholz, lagen auf ihren Schultern. Eine bestickte, mit Rubinen und Saphiren geschmückte Haube krönte ihr Haupt. Ihre schwarzen Augen blickten kalt und missbilligend drein und richteten sich nicht ein einziges Mal auf ihren Verlobten.

Kanthe betrachtete sie eingehend. Seit er an diesen Ufern gelandet war, war es erst das vierte Mal, dass er sie sah. *Meine Braut*, klagte er still. Sie war zwar nur ein Jahr älter als Kanthe, der siebzehn Winter zählte, aber sie wirkte um einiges reifer – reifer zumindest als der Prinz, der an diese Gestade geflohen war und von seinem eigenen Volk als Verräter betrachtet wurde.

Im Gegensatz zu ihm genoss Aalia ein besonders hohes Ansehen. Dies war deutlich an jenen zu erkennen, die ihr Gesellschaft leisteten. Zwölf Chaaen-Gebundene knieten neben ihr – sechs zu ihrer Linken und sechs zu ihrer Rechten. Dieses Dutzend war wie Kanthes Eskorte in Roben gekleidet, die Köpfe waren unter Lederkapuzen versteckt und die Gesichter hinter Schleiern, die in die Krägen gesteckt waren. Eine solche klasheanische *Byor-ga*-Kleidung war für die Niedriggeborenen Pflicht, wenn sie ihr Haus verließen. Nur denjenigen aus der einzigen herrschenden Klasse, die als *Imri* bezeichnet wurden – was in ihrer Sprache *Göttliche* bedeutete –, war es erlaubt, das Gesicht zu zeigen. Die anderen Kasten mussten vom Scheitel bis zu den Zehen verhüllt bleiben, denn angeblich waren sie es nicht wert, dass der Vater Oben sie ansah. Dies galt auch für die Chaaen, die im *Bad'i Chaa*, dem Haus der Weisheit, unterrichtet wurden. Es war die einzige Schule der Stadt, bekannt für ihre Strenge und Grausamkeit. Je höher jemand unter den *Imri* stand, desto mehr Chaaen waren an ihn oder sie gebunden und dienten als Lakaien, Ratgeber, Lehrer und manchmal auch als Lustobjekte.

Kanthe ergab sich in sein Schicksal, drehte sich um und betrachtete die Bucht der Gesegneten.

Rami wich ihm nicht von der Seite. Aalias Bruder wurde von sechs eigenen Chaaen begleitet, die hintereinander angekettet waren. Rami im Haeshan war der vierte Sohn des Imri-Ka, des Gottkaisers der Klashe. Unter seinen Geschwistern nahm er einen niedrigen Rang ein – im Gegensatz zu seiner jüngeren Schwester Aalia, der einzigen Tochter des Kaisers, die als der größte Schatz des Reiches betrachtet wurde.

Und ich werde sie am Abend der Wintersonnenwende heiraten.

Mit dem Saum seines golddurchwirkten Ärmels wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Anders als die Chaaen, die zur *Byor-ga*-Kleidung verpflichtet waren, trug er eine *Gerygoud*-Ausstattung, die zum einen aus einer eng anliegenden Hose bestand, deren Beine in Schlangenlederstiefeln steckten, und zum anderen aus einem ärmellosen Hemd unter einer weißen Robe, die weite Ärmel hatte und ihm bis zu den Knien reichte. Eine goldene Kappe vervollständigte seine Tracht. Es war die Kleidung der Mitglieder des Königshauses. Der Imri-Ka hatte Kanthe kurz nach dessen Ankunft den *Imri*-Status ehrenhalber verliehen.

Das war wohl ein herzlicheres Willkommen, als nackt in eine feuchte Kerkerzelle geworfen zu werden.

Allerdings fragte er sich jeden Tag, ob ein solches Schicksal nicht doch besser gewesen wäre. Er hörte, wie sich Aalias Gefolgschaft regte, als die Tochter des Kaisers von ihrem Sofa aufstand. Sie begab sich zur gegenüberliegenden Reling, ging ihm offensichtlich aus dem Weg.

Die kaiserliche Gesellschaft hatte den glühend heißen Morgen damit verbracht, durch die Bucht der Gesegneten zu gleiten. Sie waren an den Steingöttern vorbeigekommen, den dreiunddreißig Inseln und Klippen, die zu Abbildungen des klasheanischen Pantheons gemeißelt worden waren. Zwar hatte Rami versucht, Kanthe die Namen der Gottheiten und ihre Stellung in der heiligen Hierarchie beizubringen, aber sie alle waren in seinem Kopf zu einem einzigen Brei verschwommen.

Doch Rami gab nicht auf und zeigte nach vorn auf die Steinskulptur eines nackten Mannes mit einem recht auffälligen Anhängsel zwischen den Beinen. Unter dem einen Arm trug er ein pummeliges Baby. Blumen und Körbe mit Opfern zierten seine Steinfüße.

»Hier kommt der Har'll in all seiner Majestät und mit seinen hervorragenden Merkmalen.« Rami sah Kanthe an und hob eine Braue. »Er ist unser Gott der Fruchtbarkeit.«

»Es ist deutlich zu sehen, *warum* er sich diesen Ruf erworben hat.« Kanthe zeigte an der Statue vorbei. »Vielleicht ist es das Beste, wenn wir erst einmal einen weiten Bogen um ihn machen.«

Rami lachte. »Ich bin sicher, dass du viele Kinder zeugen wirst. Ich habe dich im Bad gesehen. Du magst zwar nicht so gesegnet sein wie Har'll, aber du wirst meine Schwester gewiss glücklich machen.«

Bei dieser Offenheit hüstelte Kanthe verlegen. Sein Gesicht wurde rot. Er versuchte, sein Unbehagen zu vertreiben, indem er etwas Unverständliches stammelte. Noch immer war ihm die Ungezwungenheit peinlich, mit der die Klasheaner offen und ohne jede Scham über solche Dinge redeten.

Leider war Rami noch nicht ganz fertig. »Natürlich betrifft das auch jede andere Person, mit der du dein Bett teilen wirst.«

Die Finger des Mannes glitten an der Reling entlang und berührten Kanthes Hand. Die Einladung war klar und deutlich. Es war nicht der erste Hinweis darauf, dass Rami ihre Beziehung über die bereits äußerst herzliche Freundschaft der beiden Männer hinausführen wollte. Rami war zwar einige Jahre älter, aber er schien weder raubtierhaft noch manipulativ hervortreten. Es war bloß eine offene Einladung.

Kanthe hatte von der Wandelbarkeit der klasheanischen Beziehungen innerhalb und außerhalb der Ehe gewusst. Die Hálendiianer spotteten über dieses Verhalten und erachteten es als einen weiteren Beweis dafür, dass die Klasheaner ein unmoralisches Volk

waren. Kanthe hatte diese abfällige Haltung immer als heuchlerisch betrachtet, insbesondere wenn er an die Menge von Freudenhäusern in ganz Hálendii dachte, um die zahlreichen Männer und Frauen, die sich vertraglich zu Lustbarkeiten verpflichteten, erst gar nicht zu erwähnen. Sogar sein Vater hielt sich einen ganzen Palacio voller Lustsklavinnen auf dem Hochberg.

Kanthe fand die Offenheit, die hier gezeigt wurde, eher aufrichtig und ehrlich. Darüber hatte er in seinen Gemächern auch schon mit Frell gesprochen. Der Alchymist hatte die Theorie aufgestellt, dass die hier zu beobachtende Wandelbarkeit etwas mit dem strengen und überaus komplexen Kastensystem der Klashe zu tun hatte.

Wenn eine Schraube angezogen wird, löst sich meistens eine andere, hatte Frell zu bedenken gegeben.

Kanthe tätschelte Ramis Hand, drehte sich um und stützte sich auf die Reling. Auch wenn Kanthe schon seit einer Jahreszeit in diesem Lande weilte, war es ihm noch nicht gelungen, so locker zu werden.

Rami grinste und lehnte sich ebenfalls gegen die Backbordreling. Offensichtlich beleidigte ihn Kanthes Zurückweisung nicht. Vermutlich hatte Aalias Bruder keine Schwierigkeiten damit, sein Bett zu füllen. Er war groß, aufrecht und hatte die gleichen schönen dunklen Augen wie seine Schwester. Seine Haut wirkte, als sei sie in Honig und Bitterwurz eingetaucht worden. Rami hatte sich bisher als guter Freund erwiesen und Kanthe in allen klasheanischen Angelegenheiten als Führer und Lehrer gedient. Und wenn Kanthe ehrlich zu sich selbst war, fand er Ramis Aufmerksamkeiten sogar schmeichelhaft und seinem Selbstwertgefühl förderlich.

Insbesondere im Hinblick auf Aalias überreichliche Missachtung.

Kanthe schaute zur anderen Seite der Barke. Aalia stand an der Steuerbordreling, hielt sich die Hand als Schattenspender über die Augen und betrachtete die nächste Gottheit, die an ihrem Boot vorbeiglitt.

Diese morgendliche Reise war eigentlich unternommen worden, damit Kanthe und Aalia ein wenig Zeit miteinander verbringen und sich höflich unter der Aufmerksamkeit dreier Anstands-
personen unterhalten konnten, sodass sie sich vor der Sonnenwende besser kennenlernten. Aber Aalia hatte bisher nur ein einziges Wort zu Kanthe gesagt: *Mashen'dray*, was so viel bedeutete wie: *Geh zur Seite*. Er hatte ihr die Sicht auf eine der Steingottheiten ver-
stellt. Dabei war ihm nicht entgangen, dass sie das Wort »dray« ver-
wendet hatte, das sich für gewöhnlich auf eine Person aus einer
niederen Kaste bezog. Offenbar war nicht jeder bereit, Kanthes
Imri-Status ehrenhalber anzuerkennen.

Dafür tadelte sie Kanthe nicht.

Niemand, der mich wirklich kennt, würde mich je als »göttlich« bezeichnen – schon gar nicht die Erleuchtete Rose des Imri-Ka.

Er schüttelte den Kopf. Obwohl er ein hálendiiianischer Prinz war, hatte er in seiner Heimat kein hohes Ansehen genossen. Sein
ganzes Leben hatte Kanthe im Schatten seines Zwillingbruders
Mikaen verbracht, der sich als Erster den Weg aus dem Mutterleib
gebahnt hatte, wodurch er sein Geburtsrecht erkämpft hatte – und
von diesem Augenblick an war er für den Thron vorgesehen. Daher
war Mikaen umsorgt und umhegt und auf seine Bestimmung als
zukünftiger König von Hálendii vorbereitet worden.

Kanthe hatte eine weitaus weniger prächtige Erziehung genos-
sen. Er war zu allen Zeiten der Prinz im Schrank gewesen, dessen
einziger Lebenszweck es war, in der Reserve zu sein, falls sein älter-
er Zwillingbruder sterben sollte. Seine Bestimmung war es, zu
warten und bereit zu sein, falls er jemals gebraucht werden sollte.
Damit er doch noch von einer gewissen Nützlichkeit für das Reich
war, war er in der Schule auf dem Borgenberg ausgebildet worden,
damit er seinem Bruder später als Ratgeber dienen konnte.

Aber ein solches Schicksal wird mich nun nicht mehr ereilen.

Während er an der Reling stand, dachte er daran, wie Mikaen
mit einem Schwert in der Hand auf ihn zugesprungen war. Diese

Erinnerung war mit Verzweiflung getränkt. Schlimmer noch – es war nicht das erste Mal gewesen, dass Mikael versucht hatte, ihn umzubringen.

Kanthe seufzte. Das alles konnte er noch immer kaum glauben. Als Kinder waren sie enge Gefährten gewesen und hatten sich so nahegestanden, wie es nur Zwillinge tun – bis ihr unterschiedliches Schicksal sie auseinandergerissen hatte. Mikael war in das Legionslager der Burg geschickt worden, um in Strategie und Waffenkunde ausgebildet zu werden. Kanthe war jenseits der Burgmauern auf den Borgenberg verbannt worden, wo ihm nicht einmal erlaubt war, ein Schwert zu führen.

Und schließlich war eine Kluft zwischen ihnen entstanden. Wie hätte es anders sein können? Sie entwickelten sich so unterschiedlich, wie es ihre Gesichter waren. Obwohl Mikael Kanthes Zwilling war, wirkte er so, als sei er aus blassem Kalkstein gemeißelt worden. Er hatte das Aussehen ihres Vaters geerbt, einschließlich der blonden Locken und der meeresblauen Augen. Kanthe dagegen glich eher ihrer toten Mutter. Seine dunkle Haut glänzte wie poliertes Ebenholz, die Haare waren kohlschwarz und die Augen sturmgrau. So blieb er auf ewig der Schatten hinter dem hellen Strahlen seines Bruders.

Und jetzt bin ich hier, verbannt zu den Feinden des Reiches.

Kanthe hatte sich mit Nyx und den anderen zusammengetan und gemeinsam mit ihnen versucht, das drohende Unheil aufzuhalten. Er suchte den Himmel mit seinen Blicken ab und sah den Vollmond dicht über dem Horizont. Er leuchtete im Rauchsleier des Atems der Urde, der die Grenze zwischen Hälendii und dem Südlichen Klashe bildete. Der Schleier – er bestand aus Rauch und Asche – stieg vom Shaar Ga auf, einem gewaltigen Vulkangipfel, dessen Ausbruch schon seit ungezählten Jahrhunderten andauerte und der zwischen dem Königreich und dem Kaiserreich eine natürliche Barriere aus Rauch erschuf.

Kanthe versuchte sich vorzustellen, was gerade in Azantiia ge-

schah. Er vermutete, dass die Nachricht von seiner Ankunft in diesem Land inzwischen nach Hochberg und zu seinem Vater, König Toranth, gedrungen war. Sein gegenwärtiger Aufenthaltsort würde gewiss als Verrat betrachtet werden – als einer von vielen. Man würde annehmen, dass sich Kanthe auf die Seite des Südlichen Klashe geschlagen hatte, während die Kriegstrommeln auf der nördlichen Krone immer lauter geschlagen wurden. Aber das war nicht der Grund, warum er hergekommen war.

Er sah den rauchverhangenen Mond düster an.

Es ist alles deine Schuld.

Wie zum Tadel für seinen Gedanken ertönte in der Ferne plötzlich ein lauter Donner und hallte an den bewaldeten Ufern entlang. Er war so laut, dass die Wasser der Bucht zitterten.

Kanthe richtete sich auf; seine trüben Tagträume zerstoben. Er schaute zum klaren blauen Himmel hoch und dann zum nördlichen Horizont. Ein Teil des Schleiers hatte sich verdunkelt, schien von frischem Rauch geschwärzt – aber diese neue Wolke war nicht vom Shaar Ga ausgestoßen worden.

Kanthes Hände schlossen sich fester um die Reling. Er holte tief Luft und versuchte, Beweise für das zu finden, was seiner Vermutung nach geschehen war. Aber die Entfernung war zu groß. Dennoch kannte er den Ursprung dieses Donners. Er hatte so etwas schon einmal gehört.

Der Kapitän der Barke eilte herbei und stellte sich neben Rami, der genauso starr geworden war wie Kanthe. Der große Mann hielt einen Weitblicker in der Hand und streckte ihn Rami entgegen.

Rami ergriff ihn und zog ihn zu seiner vollen Länge aus. »Was ist das, Ghees?«

»Offenbar kommt es von der Ekau-Wacht«, bemerkte der Kapitän.

Kanthe wusste, dass dieser Name den großen Außenposten an der Nordküste des Südlichen Klashe bezeichnete. Er trat näher an die anderen heran und erregte dadurch deren Aufmerksamkeit.

»Ich fürchte, dort drüben hat jemand einen Hadys-Kessel fallen lassen«, warnte Kanthe und stellte sich die scheunengroße Bombe vor, die nach dem Gott der feurigen Unterwelt benannt worden war.

»Bist du sicher?« Rami hielt sich den Weitblicker an das Auge.

Kanthe zuckte mit den Schultern. »Vor nicht langer Zeit wäre mir beinahe einer auf den Kopf gefallen.« Dann fügte er besorgter hinzu: »Wenn ich recht habe, braucht es ein Gefährt von der Größe eines Kriegsschiffes, um eine so gewaltige Waffe zu transportieren.«

Rami beugte sich mit seinem Weitblicker über die Reling. »Ich kann keine Wyndschiffe erkennen. Aber der Schleier ist recht dicht. Und es breiten sich bereits Flammen in den angrenzenden Wäldern aus, wodurch noch mehr Rauch entsteht.«

Rami senkte den Weitblicker und wandte sich an Ghees. »Bringt uns nach Kysalimri zurück.«

Der Kapitän verbeugte sich knapp und eilte davon. Rami drückte Kanthes Schulter und lief hinter dem Mann her.

Nun war Kanthe allein. Er starrte auf den Horizont. Dann rieb er sich die Schulter dort, wo Rami sie gedrückt hatte. Offensichtlich hatte er Kanthe Trost spenden wollen.

Das habe ich nicht verdient.

Er erinnerte sich an seinen Tagtraum von vorhin und fragte sich, was in Hälendii los sein mochte. Nun war er sich sicher: Seinem Vater war die Nachricht vom Verrat Kanthes überbracht worden. Während das Beben in der Bucht nachließ, fiel Kanthe das Atmen immer schwerer, denn er fürchtete das Schlimmste.

Hat meine Ankunft hier meinen Vater über den Rand getrieben? Ist dies das Ergebnis?

Er konnte es nicht mit Sicherheit wissen – aber eine Gewissheit setzte sich wie ein Stein in seinen Eingeweiden fest. Er starrte den Rauch und die fernen Feuer an, die sich rasch ausbreiteten.

Das bedeutet Krieg.

5

KANTHE BEMÜHTE sich, seinen Sitz in der bockenden Kutsche nicht zu verlieren. Er hielt sich mit der Hand am Rand der Bank fest und drückte seinen prinzlichen Hintern fester in das Kissen. Die Kutsche war offen. Sie fuhren so schnell durch die Straßen von Kysalimri, dass der Wind seine Haare zauste und seine Gewänder aufblähte. Mit der freien Hand hielt er seine goldene Kappe fest.

Ihm gegenüber neigte Rami den Kopf einem seiner Ratgeber zu. Auch wenn das Gesicht des älteren Mannes wegen seiner *Byor-ga*-Kopfbedeckung nicht sichtbar war, fiel es Kanthe nicht schwer, ihn zu erkennen. Im Palast mussten die Chaaen ihre Gesichter nicht verstecken. Der Name des hageren Mannes lautete Loryn. Er diente als Ramis Berater in Hofangelegenheiten. Das Klappern der Räder übertönte ihre Worte, aber zweifellos sprachen die beiden über die Explosion im Norden.

Mit einem Ächzen wandte sich Kanthe ab. Bewaffnete Reiter – eine Abordnung der kaiserlichen Garde – flankierten die goldene Kutsche. Vor ihnen ratterte eine weitere goldfarbene Kutsche über das Pflaster. In ihr saßen Aalia und ihr Dutzend Chaaen. Hinter ihnen fuhr ein Kriegswagen, der vor herausragenden Armbrüsten startete. Schützen suchten jeden Schatten nach Gefahren ab. Weitere Schwertkämpfer in leichter Rüstung drängten sich in der Mitte dieses Wagens. Sogar die Pferde trugen Panzer aus Metall. Ein zweiter Kriegswagen bildete die Nachhut.

Kanthe sollte sich eigentlich gut geschützt fühlen, aber ihm entgingen die finsternen Blicke der Soldaten in seiner Nähe nicht. Obwohl ihre Gesichter zur Hälfte von dünnen Kettenschleiern ver-

deckt wurden, bemerkte er die Anklage, die in ihren zusammengekniffenen Augen leuchtete.

Sie machen mich für den Angriff verantwortlich. Kanthe konnte ein Gefühl der Schuld nicht ganz unterdrücken. *Ich hätte nicht in dieses Land kommen dürfen.*

Allerdings vermutete Kanthe, dass der Zorn der Soldaten von der Vermutung geschürt wurde, er sei unmittelbar in den Angriff auf den Norden verwickelt. Ein Reiter neben ihm senkte den Kopf und spuckte vor dem Wagenrad auf die Straße.

Niemand außer Kanthe hatte es bemerkt. Er nahm die Hand von seiner Kappe und ballte die Finger zur Faust.

Ich habe nicht einmal eine Waffe, mit der ich mich verteidigen kann, wenn ich angegriffen werde.

Behandschuhte Finger berührten sein Knie. »Lasst Euch zu nichts hinreißen«, warnte ihn der Chaaen, der neben ihm saß.

Kanthe sah den Mann an. Violette Augen, die von schwarzen Brauen eingerahmt wurden, starrten durch den Schlitz in der *Byorga*-Kappe. Die Hautfarbe des Mannes war um einiges dunkler als seine eigene. Kanthe zwang sich dazu, die Finger wieder auszustrecken, und rief sich in Erinnerung, dass er hier einen Verbündeten besaß.

Bis vor einem halben Jahr war Pratik als Chaaen an einen kaiserlichen Kaufmann gebunden gewesen. Auf einer seiner Reisen hatte er sich jenen angeschlossen, die den Mondsturz zu verhindern versuchten. Der Chaaen hatte Kanthe bis hierher begleitet. Nachdem der Prinz vom Kaiser den Status eines *Imri* erhalten hatte, war Pratik ihm zugeteilt worden. Silberne Ketten führten von Kanthes Stiefeln zum Kragen des Mannes, dessen Eisen auf seine alchymistischen Kenntnisse hinwies.

Unglücklicherweise war Kanthe noch eine zweite Chaaen übergeben worden.

Er sah an Pratik vorbei zu der Gestalt, die die Sitzbank mit ihnen teilte. Brija saß steif da, so wie es bei ihr üblich war. Kanthe

hätte schwören können, dass das Rückgrat der alten Frau irgendwann in dieser Haltung erstarrt sein musste. Ihr Kragen war silbern, was auf ihre Studien in Religion und Geschichte hinwies. Sie diente Kanthe als Kennerin der klasheanischen Sprache und Gebräuche. Allerdings vermutete er, dass ihre wahre Aufgabe darin bestand, ihn auszuspionieren und dem Kaiser über ihn Bericht zu erstatten.

»König Toranth muss äußerst wütend darüber sein, dass Ihr hierher geflohen seid«, sagte Pratik und lenkte Kanthes Aufmerksamkeit damit auf sich.

»Das ist heute Morgen sehr deutlich geworden. Mein Vater wurde schon immer schnell zornig und war noch schneller mit seinen Bestrafungen.«

Pratik lehnte sich zurück. »Wenn er eine so schreckliche Bombe auf die Ekau-Wacht wirft, dann muss er fest entschlossen sein, seinen Anspruch auf Euch klarzumachen und vom Kaiser Eure Herausgabe zu verlangen.«

Kanthe atmete schwer aus. »Mein Vater war nie ein feinsinniger Mensch.«

»Egal. Der Imri-Ka würde einen solchen Schatz wie Euch niemals ausliefern.«

Kanthe sah ihn finster an. »Ich glaube nicht, dass mich schon einmal jemand als *Schatz* angesehen hat.«

»Ihr seid mit der einzigen Tochter des Kaisers verlobt. Würde Euch der Imri-Ka ziehen lassen, dann würde er seine Ehre verlieren. Und nicht nur er, sondern sein gesamter haeshanischer Clan.« Pratik deutete mit dem Kopf auf Rami und zeigte auf Aalia im Wagen vor ihnen. »Seine Durchlaucht würde das niemals zulassen.«

»Dann ist ein Krieg unausweichlich.«

»Nicht nur unausweichlich. Er hat mit dieser schrecklichen Tat doch längst begonnen. Wir müssen darüber nachdenken, wie er unsere Pläne beeinträchtigt.«

Kanthe runzelte die Stirn und erinnerte sich daran, dass er

nicht nur zum Heiraten in dieses Land gekommen war. Während Nyx und die anderen auf die Suche nach jenem mysteriösen Ort in der Eiswüste gegangen waren, hatte seine eigene Gruppe eine zweifache Mission erhalten. Sie sollte nach weiterem Wissen aus der tiefsten Vergangenheit suchen – aus dem Verlassenen Zeitalter, das der bekannten Weltgeschichte vorausging. Pratik hatte behauptet, es gebe Gerüchte über unausgesprochene Prophezeiungen und Vorzeichen aus der Vergangenheit, die von einer nahenden Apokalypse berichteten. Hinter vorgehaltener Hand wurde geflüstert, dass uralte Bücher in der kaiserlichen Bibliothek – dem Tiefen Kodex – Einblicke in diese Prophezeiungen gewährten. Eine solche Bibliothek lag unter den Privatgärten des Imri-Ka verborgen und wurde von den Dresh'ri bewacht, einem mystischen Gelehrtenorden.

Die Zustimmung zu dieser Heirat war ein Teil des Plans, der die verbotene Tür vielleicht öffnete. Von hier aus lag es nun an Pratik und Frell – dem Alchymisten, der Kanthe begleitet hatte und sein früherer Lehrer gewesen war –, sich Zugang zu der Bibliothek zu verschaffen. Frell hatte bereits Kontakt zu einem Abgesandten der Dresh'ri aufgenommen. Es hatte Monate gedauert, eine Audienz bei dieser Sekte zu erhalten. Für den heutigen Morgen war sie gewährt worden. Pratik hatte seinen Wunsch ausgedrückt, dabei sein zu dürfen, aber der Chaaen hatte sich nicht weigern können, den Prinzen auf der Reise durch die Bucht der Gesegneten zu begleiten.

Doch es war nicht dieser Teil der Mission, der Pratik Sorgen bereitete. »Wenn ein Krieg ausbricht, wird es viel schwieriger für uns werden, jenen vergrabenen Schläfer zu erreichen.«

Das war die zweite Aufgabe seiner Gruppe. Kanthe dachte an die leuchtende Kristallkugel, die auf Shiyas bronzener Handfläche geruht hatte. Ein smaragdgrünes Gleißer hatte die Stelle in der Gefrorenen Wüste bezeichnet, die Nyx und die anderen finden sollten. Aber auf dieser Kugel hatte überdies ein blauer Punkt geleuchtet – innerhalb der Krone. Er lag südlich von Kysalimri,

hinter dem Hyrgmassiv, und bezeichnete den möglichen Standort einer weiteren Gestalt wie Shiya: Dies war eine lebendige Bronze-
statue, ein Schläfer, der von den Alten als Hilfe für die Welt zu-
rückgelassen worden war, wenn der Untergang einmal drohen
sollte. Leider waren Shiyas Erinnerungen – die in einem Reposi-
torium hinter den Schleiern von Dalalæða verborgen lagen – größ-
tentils zerstört worden, sodass ihr nur Bruchstücke ihres Wis-
sens über die Vergangenheit geblieben waren. Sie hofften, dass die
Erinnerungen des anderen Schläfers noch vollständig waren, falls
es ihnen gelingen sollte, ihn aufzuwecken.

Pratik seufzte laut. »Ich glaube nicht, dass Kaiser Makar ka
Haeshan seiner frisch vermählten Tochter erlauben wird, eine
große Prozession durch das ganze Land abzuhalten, die Hochzeit
dadurch angemessen zu feiern und ihren neuen Gemahl überall
vorzustellen. Nicht in diesen Kriegszeiten.«

Das war ihr ursprünglicher Plan gewesen: Sie wollten die kaiser-
liche Prozession dazu nutzen, den Ort des blauen Leuchtpunktes
zu erreichen. Er lag außerhalb der Stadt Qazen – ein glücklicher
Umstand, denn es war unter den frisch Vermählten Tradition, ins-
besondere unter den *Imri*, den Rat des Orakels von Qazen einzu-
holen und sich die gemeinsame Zukunft vorhersagen zu lassen.
Aber nicht alle waren von den Worten begeistert, die von den Ora-
keln ausgesprochen wurden. Es hieß, viele Ehen endeten dort,
noch bevor sie richtig begonnen hatten, und in den angrenzenden
Salzmarschen lägen zahllose Leichen.

Vielleicht werde auch ich dort enden.

»Wenn wir bald mitten im Krieg stecken«, fuhr Pratik fort, »wer-
den wir einen anderen Grund für eine Reise dorthin brauchen.«

Kanthe sah zur Seite. Er bemerkte, dass sich Brija in ihre Rich-
tung beugte. Die alte Chaaen versuchte sicherlich, sie zu belau-
schen, wurde vermutlich aber durch das Rattern der Räder und das
Klappern der Hufe daran gehindert.

Kanthe nickte ihrer neugierigen Nachbarin knapp zu und

beugte sich dabei noch mehr zu Pratik hinüber. »Wir sollten dieses Gespräch später fortsetzen. Wenn wir Glück haben, wird mein Vater die Hochzeit nicht noch weiter stören. Aber uns läuft die Zeit davon. Die Wintersonnenwende ist nicht mehr weit entfernt.«

»Wir haben noch einen Mondzyklus Zeit«, rief ihm Pratik in Erinnerung. »Aber Ihr habt recht. Wenn wir den Plänen Eures Vaters zuvorkommen, solange der Krieg noch nicht vollständig ausgebrochen ist, könnten wir unsere ursprüngliche Strategie beibehalten. Dazu müssen wir den Kaiser bitten, den Termin für Eure Hochzeit vorzuverlegen.«

Kanthe schluckte schwer und schaute hinüber zu der anderen Kutsche. »Das hatte ich damit nicht gemeint ...«

Pratik beachtete seinen Einwand nicht und richtete sich auf. »Vielleicht könnte sie sogar schon diese Woche stattfinden.«

Kanthe sank in die Kissen zurück.

Was habe ich bloß getan?

6

KANTHE HATTE sich ganz in seinen Sorgen verloren und zuckte zusammen, als die Mittagsglocke über der Stadt hallte. Das andauernde Läuten schmerzte in seinem Schädel, er ächzte schwer. Sein Hintern war wund, und er hatte genug von der Sonne, aber schließlich erreichte ihre Kutsche die blaue Weite des Hresh Me. Dieser See mitten in der Stadt versorgte diese mit frischem Wasser. Der klasheanische Name bedeutete ungefähr *Stummer Mund* oder *Hungriger Mund*. Die genaue Übersetzung hing davon ab, ob man das »r« auf der Zunge rollte oder nicht – aber er wusste noch immer nicht, welche Bedeutung das eine oder das andere hatte.

Ich sollte wirklich mehr Zeit mit Lernen verbringen.

Die Prozession der Kutschen bog auf die Uferstraße ein, die den See umkreiste. Der Kaiserpalast lag an der anderen Seite auf einer Anhöhe. Das ummauerte Gelände war größer als manche Stadt. In seiner Mitte erhob sich eine hunderttürmige Zitadelle. Die Festung war so gewaltig, dass es einer ganzen Reihe von Kartenbänden bedurfte, in denen die zahllosen Räume und Korridore verzeichnet waren. Viele Mitglieder der niederen Kasten verbrachten ihr ganzes Leben hier. Sie waren innerhalb der Mauern geboren worden und würden am Ende in den Gräften unter der Zitadelle verbrannt werden.

Kanthe erschauerte bei diesem Gedanken und wandte sich von dem See ab. Er betrachtete die Stadt, die sich immer weiter ausdehnte. Die Ewige Stadt des Südlichen Klashe war ein eigenständiges Land. Sie breitete sich von der Bucht der Gesegneten aus, umkreist von einer Reihe konzentrischer Kreise, die das Vergehen der Jahrhunderte anschaulich darstellten, in denen die Stadt gewach-

sen war. Tausende und Abertausende weiße Türme ragten in den Himmel; alle bestanden aus dem gleichen weißen Marmor, und alle wurden von der Sonne in brennendes Licht getaucht. Der Stein war in den benachbarten östlichen Bergen des Hyrgmassivs gebrochen worden. Es hieß, mindestens zwanzig seiner Gipfel seien beim Erbauen der Ewigen Stadt vollständig abgetragen worden.

Kanthe bezweifelte dies nicht. Während der siebzehn Jahre seines Lebens hatte er bisher nie einen Fuß in Kysalimri hineingesetzt. Er hatte Azantiia, die Hauptstadt von Hálendii, schon riesig gefunden, aber in diese Mauern passten mindestens hundert Azantiias.

Die kaiserliche Prozession wurde langsamer, entfernte sich wieder vom See und erreichte die geschäftigen Docks, die ihnen den Weg versperrten. Fischerboote und größere Barken lagen an den Kais. Möwen und Krähen kreischten in einem nicht enden wollenden Chor. Der Wind trug den Geruch nach Fischeingeweiden herbei, die in der Hitze verwesten.

Kanthe war erleichtert, als die Kutschen sich weiter vom Ufer entfernten und zurück in die Schatten der Stadt fuhren. Die Temperatur sank, und bald war die Luft von jedem Gestank befreit. Geschäfte säumten beide Seiten der Straße. Bäckereien verströmten den Duft nach Hefe und Zimt. Auf offenen Grillpfannen wurde Fisch gebraten, und Fett und Fleisch brutzelten.

Kanthes Magen knurrte und erinnerte ihn daran, dass er die Speisen, die ihm heute Morgen an Bord der Lustbarke dargereicht worden waren, kaum angerührt hatte, denn die Gegenwart seiner Verlobten hatte ihn zu sehr aus der Fassung gebracht. Leider hielten die Kutschen an keiner der Straßenküchen an. Es war noch ein langer Weg bis zum Palast des Imri-Ka.

Die Gruppe fuhr in raschem Tempo weiter, bis ein umgekippter Heuwagen die Straße vor ihnen blockierte. Heuballen lagen überall herum. Ein enthornter Ochse hatte sich von seinen Zügeln befreit und schüttelte den Kopf, als wollte er leugnen, dass dieser Un-

fall seine Schuld war. Gestalten in *Byor-ga*-Kleidung bemühten sich, den Wagen mithilfe einer langen Stange wieder aufzurichten.

Als sich die Kutschen näherten, winkten einige Arme und baten um Hilfe.

Ihre Bitten wurden jedoch nicht beachtet.

Sobald die goldenen Kutschen sichtbar wurden, knieten die Menschen auf der Straße nieder und hielten die Handrücken in einer deutlichen Geste der Ehrerbietung gegen die Stirn. Einige sangen Loblieder, als die Prozession vorbeifuhr. Oder es waren Gebete. Hier in Kysalimri war die Grenze zwischen Kaisertum und Gottheit unscharf gezogen.

Aalia achtete nicht auf die ihr dargebrachten Ehrenbekundungen. Sie war entweder taub gegen die Lobeslitaneien oder so sehr an diese Huldigungen gewöhnt, dass sie ihr nicht mehr bedeuteten als die Schreie der Möwen an den Docks.

Kanthe runzelte die Stirn.

Es scheint, dass ich hier nicht der Einzige bin, der ihrer Aufmerksamkeit unwürdig ist.

Die Kutschen bogen in eine Seitenstraße ein und umfuhren die Sperrung. Nach einer gewissen Zeit beruhigte die Bewegung der Kutsche Kanthe wieder. Er lehnte sich auf seinem Sitz zurück. Seine Lider wurden schwer, und das Kinn sank ihm auf die Brust. Dann fuhr die Kutsche durch ein Schlagloch und warf Kanthe aus dem Sitz. Er landete hart auf dem Boden, und seine Zähne schlugen heftig gegeneinander.

»Haltet Euch gut fest«, warnte Pratik. »Jetzt wird es etwas rauer.«

Inzwischen hatten sie einen Bezirk der Stadt erreicht, der in schlechterem Zustand zu sein schien. In der Straßenpflasterung fehlten zahlreiche Steine, sodass der Weg holprig und uneben war. Die Häuser rechts und links wirkten verlassen. Fenster waren zugenagelt oder einfach herausgebrochen worden. Dürre Köter liefen vor den Kutschen davon, verschwanden in Seitengassen und bellten die Prozession an.

Ihre Kutsche fuhr an einem Gebetshaus vorbei. Das Dach war eingebrochen und hatte die Kapelle unter sich begraben. Kanthe starrte die Ruinen an. Er schien der Einzige zu sein, der all dies überhaupt bemerkte. Die Soldaten hielten den Blick starr geradeaus gerichtet. Die Kutschen fuhren nun schneller.

Kanthe warf Pratik einen fragenden Blick zu.

»Kysalimri mag die Ewige Stadt sein«, erklärte Pratik, »aber das Gleiche kann doch nicht von der Bevölkerung behauptet werden. Während der letzten zwei Jahrhunderte sind die Geburtenraten gefallen. Der Marmor in der Stadt mag zwar die Sonne strahlend widerspiegeln, aber dieser Glanz verdeckt nur die langsame Fäulnis darunter. Große Gebiete sind verfallen. Es ist vier Jahrhunderte her, seit die Stadt infolge des Wachstums die äußeren Mauern erweitern musste.«

»Ich habe nicht das Geringste über einen solchen Niedergang gehört«, gab Kanthe schockiert zurück. »Nicht einmal bei meinen Lehrern auf dem Borgenberg war davon die Rede.«

»Hier spricht niemand darüber. Und außerhalb der Stadt wird erst recht geschwiegen.« Pratik deutete mit dem Kopf auf die Soldaten, die starr geradeaus blickten und sich zu weigern schienen, das zu sehen, was rechts und links neben ihnen lag.

Brija blickte die beiden über Pratiks Schulter hinweg an. Ihre Augen glitzerten kalt durch den Schlitz ihres Schleiers. Gewiss gefiel es ihr nicht, dass Pratik solche Informationen weitergab.

Die alte Frau war nicht die Einzige, die ihr Gespräch mitgehört hatte. Rami beugte sich vor. Seine sechs Chaaen, die sich auf zwei Sitzbänke verteilt hatten, sahen auffällig angestrengt in andere Richtungen.

»Es stimmt.« Rami deutete auf ein verlassenes Reihenhaus mit eingestürztem Dach. »Ein solcher Rückschritt stellt gewiss eine Herausforderung dar, insbesondere weil mein Vater sich weigert, ihn anzuerkennen. Leider verlässt er nur selten seinen Palast. Während meiner neunzehn Lebensjahre ist er nicht mehr als ein

Dutzend Mal durch das Tor geschritten. Meistens ist er dann zu seinem Orakel nach Qazen gereist.«

Kanthe dachte daran, wie schlimm er es immer schon gefunden hatte, dass die Angehörigen der niederen Kasten niemals die Zitate verließen. Wie es schien, war der Imri-Ka gleichermaßen eingesperrt, wenn auch aus eigenem Wunsch. Und doch stürzte es Kanthe in Verzweiflung.

Ich werde in seine Familie einheiraten – vielleicht schon in einer Woche. Ihr Götter Oben, erspart mir ein solches Schicksal. Oder gebt mir wenigstens mehr Zeit, damit ich einen Ausweg finde.

Als hätten ihn die Götter gehört, erschütterte ein lauter Knall die Luft. Vor ihnen explodierte eine feurige Sonne. Die Druckwelle drückte Kanthe in seinen Sitz. Als sich die Kutschpferde aufbäumten, wurde Rami auf die Bodenbretter geschleudert.

Kanthe hob den Arm zum Schutz gegen den blendenden Blitz.

Er bemerkte einen finsternen Schatten, der sich inmitten der Flammen drehte.

Der Kriegswagen ...

Die gepanzerte Kutsche sprang zweimal in die Luft, bevor sie gegen ein benachbartes Gebäude prallte. Soldaten riefen, Männer schrien, Rauch wogte über Kanthes Kutsche. Doch kurz zuvor hatte er Bewegungen bemerkt.

Gestalten seilten sich an den Mauern rechts und links der Straße ab. Weitere Schatten erschienen in Fensteröffnungen und hoben ihre Bögen.

Ein Hinterhalt.

Ein panisches, reiterloses Pferd rannte gerade gegen Kanthes Kutsche – und der Schweif des Tieres stand in Flammen. Es prallte von der Kutsche ab und rannte davon. Die Kutschpferde bäumten sich auf und brachten die Kutsche zum Erbeben. Zwei von ihnen befreiten sich von ihren Zügeln und donnerten schließlich durch das Chaos davon. Die beiden anderen wurden von einem Sperrfeuer aus Pfeilen zu Boden geschickt.

Kanthe verfluchte seinen Vater und dachte an die vorangegangene Explosion im Norden. Wie es den Anschein hatte, sollte dieser Angriff nicht nur den heraufziehenden Krieg verkünden, sondern auch als Finte und Ablenkung dienen.

Damit er mich erwischen kann.

7

KANTHE SUCHTE nach einer Waffe. Er war fest entschlossen, sich nicht umbringen zu lassen – oder, schlimmer noch, sich gefangen nehmen und nach Azantiia zurückschleifen zu lassen. Besser ein schneller Tod als ein langsames Ende voller Qualen in den heimischen Kerkern.

Ein Kordon berittener Soldaten formierte sich neu und umgab ihre Kutsche. Schilde wurden über die Mitfahrenden gehalten – keinen Augenblick zu früh. Pfeile und Armbrustbolzen drangen in Eisenholz und Stahl. Männer fielen aus den Satteln und gaben ihr Leben zum Schutz der kaiserlichen Familie hin.

Hinter ihnen kam der Kriegswagen näher und setzte sich neben die Kutsche, aber er konnte sie nicht überholen. Bogenschützen feuerten auf die Angreifer. Armbrustbolzen schlugen Funken auf weißem Stein. Ein Pfeil durchschoss ein Kletterseil, und einer der Attentäter stürzte in den Tod. Nun hatten auch noch weitere Angreifer die Straße erreicht. Sie stürmten voran und schwangen ihre Krummsäbel.

Erst jetzt erkannte Kanthe seinen Irrtum und seine eigensüchtige Dummheit.

Die Attentäter hatten ihre Gesichter nicht verhüllt, und deshalb hatte er geglaubt, sie seien die gedungenen Mörder des Königs. Nach so langer Zeit in Kysalimri hatte er sich daran gewöhnt, dass alle Personen um ihn herum unter ihren *Byor-ga*-Roben versteckt waren. Aber diese deutlich erkennbaren Angreifer waren ohne Zweifel Klasheaner, die sich dem kaiserlichen Edikt widersetzten, das die Verhüllung des Gesichts vorschrieb. Ihr einziger Schmuck bestand aus Streifen weißer Farbe über den Augen. Selbst ihre Be-

waffnung – die Krummsäbel – war den Legionen des Königreiches fremd. Einige Angreifer führten überdies dünne Peitschenschwelter. Die Herstellung dieser einzigartigen Klingen, die ungeheuer biegsam waren, stellte unter den klasheanischen Metallschmieden ein gut gehütetes Geheimnis dar.

Die Wahrheit überfiel ihn, und ihm schlug das Herz bis zum Hals.

Sie sind gar nicht hinter mir her.

Die Ankunft des Kriegswagens hatte die meisten Angreifer von Kanthes Kutsche vertrieben – oder die Attentäter wandten sich nun ihrem eigentlichen Ziel zu.

Neben ihm regte sich Rami. Er hielt grifflose Wurfmesser in beiden Händen. Seine bloßen Handgelenke enthüllten Klingen, die in Futteralen an seine Unterarme gebunden waren. »Wir müssen meine Schwester erreichen.«

Kanthe starrte durch den Rauch und Dunst. Die andere Kutsche lag auf der Seite; sie war der Explosion zum Opfer gefallen. Soldaten hatten sich über sie geworfen und beschützten die Erleuchtete Rose des Imri-Ka, die im Innern kauerte. Leichen lagen auf den Pflastersteinen – sowohl Freund als auch Feind. Ein weiterer Soldat fiel; ein Pfeil ragte aus seinem Hals.

Aalias Beschützer würden nicht mehr lange durchhalten, vor allem dann nicht, wenn sich die Angreifer nun auf ihre Kutsche konzentrierten.

In der engen Straße blockierte Kanthes Gefährt den Kriegswagen, sodass er die anderen nicht erreichen konnte. Die Bogenschützen an seiner Seite wagten es nicht, in Aalias Richtung zu schießen, denn dann bestand immer die Gefahr, dass ein verirrter Pfeil sie traf. Die Soldaten erkannten es und sprangen bereits aus dem Wagen, damit sie den anderen Wagen zu Fuß erreichen konnten.

Schützen in den Fenstern ließen den Tod auf sie regnen. Die Soldaten bemühten sich, ihre Köpfe mit den erhobenen Schilden zu

schützen. Aber das Sperrfeuer hielt sie zurück. Noch mehr Tote sackten auf das Pflaster.

»Hier entlang!«, rief Kanthe und drehte sich zu der Seite ihrer Kutsche um, die dem Kriegswagen abgewandt war.

Er wollte bereits über das Geländer springen, als sein linker Fuß plötzlich zurückgezerrt wurde. Er fiel mit dem Kopf voran gegen das Geländer, landete schwer auf dem Boden, drehte sich um und blickte finster drein. Er hatte vergessen, dass er kein freier Mann war.

Pratik ließ sich neben ihm nieder. »Haltet still.« Er griff nach Kanthes Stiefeln und löste die Ketten, die den Prinzen an seine beiden Chaaen banden.

Rami hatte seine eigenen Fesseln schon abgeworfen und half Kanthe aufzustehen. Vor Angst waren die Augen seines Freundes groß und glasig. »Aalia ...«

»Ich weiß.« Kanthe wandte sich an Pratik. »Sorg du dafür, dass unsere Kutsche nicht mehr den Weg versperrt. Wir brauchen dringend den Kriegswagen, wenn wir entkommen wollen.«

Kanthe wartete nicht auf seine Reaktion, sondern sprang aus der Kutsche.

Rami folgte ihm und ging neben ihm in die Hocke. »Wie sollen wir an ihren Wagen herankommen?«

Das war eine gute Frage. Rauch lag drückend auf der Straße, aber er schirmte sie nicht ausreichend vor den Bogenschützen in den Fenstern ab. Die Soldaten erkannten dies ebenfalls. Die Handvoll von ihnen, die noch lebten, hatte es aufgegeben, den Weg bis zur Kutsche ohne Schutz zurücklegen zu wollen. Sie kauerten unter ihren Schilden und versuchten, sich nicht nur vor den Pfeilen, die aus den Fenstern über ihnen flogen, sondern auch vor den Armbrustbolzen zu schützen, die von der Straße aus auf sie abgeschossen wurden. Sie steckten fest – es war eine Pattsituation.

Aalia versteckte sich weiter unter ihrer umgekippten Kutsche.

Nur fünf ihrer Verteidiger waren übrig geblieben; sie hockten mit erhobenen Schilden im Schatten der Kutsche.

Eine schlanke, geschmeidige Soldatin in leichter Rüstung hielt ein Peitschenschwert in jeder Hand, und um die Unterarme hatte sie sich kleine Metallschilde gebunden. Sie schlug einen Armbrustbolzen zur Seite, was ein lautes metallisches Klirren verursachte. Leichen lagen vor ihr aufgetürmt und bildeten einen makabren Schutzwall, den niemand überwinden konnte.

»Das ist Aalias Leibwächterin«, keuchte Rami. »Hoffentlich kann sie meine Schwester lange genug beschützen.«

Kanthe zupfte am Ärmel seines Freundes und zog ihn in die entgegengesetzte Richtung.

»Nicht dort entlang.«

8

KANTHE HASTETE hinter der Kutsche auf ein gestürztes Pferd zu; Rami folgte dicht hinter ihm. Ein Soldat lag zerschmettert unter dem gepanzerten Ross. Kanthe hielt kurz bei ihm an, löste eine Armbrust vom Sattel und packte einen Köcher mit gefiederten Bolzen. Der Schaft aus Eisenholz verlieh ihm ein sicheres Gefühl.

Als zweitgeborener Prinz war ihm ein eigenes Schwert verboten gewesen, aber das hatte ihn nicht davon abgehalten, die Jagd mit Bogen und Armbrust zu üben. Er war von dem besten Späher Wolkennahs ausgebildet worden, der ein erstaunliches Geschick und eine ungeheure Geschmeidigkeit besessen hatte.

Und jetzt erinnerte sich Kanthe besonders an eine der Lektionen.

Wenn du gefährliches Wild jagst, ist deine beste Waffe der Schatten.

Mit der Armbrust in der Hand lief Kanthe an den Ruinen einer Häuserreihe entlang, ohne sich weiter um die Kämpfe auf der Straße zu kümmern. Er kletterte durch ein offenes Fenster, dessen letzte Glassplitter schon vor langer Zeit verschwunden waren. Kurz hielt er an und half Rami ins Innere, während sich seine Augen an die Dunkelheit, die hier herrschte, anpassten.

»Wir bewegen uns durch diese Häuser fort«, flüsterte Kanthe, »und werden, wenn uns nichts aufhält, hinter der Kutsche deiner Schwester herauskommen.«

Rami nickte und zeigte tiefer in das Gebäude hinein. »Solche Häuser teilen sich in den meisten Fällen einen gemeinsamen Hinterhof. Dort könnten wir schneller zu Aalia vordringen.«

»Gut.«

Kanthe lief durch das zerstörte Gebäude. Der erste Stock war teilweise eingestürzt, und Planken, Balken und geborstene Steine lagen auf dem Boden. Ratten und anderes quiekendes Ungeziefer flohen vor ihren Schritten. Spinnennetze klebten sich an ihre Gesichter und Kleider. Hier roch es scharf nach Tierkot und altem Urin.

Kanthe warf einen Blick zurück auf Rami. Dem Prinzen schien es nichts auszumachen, durch diesen Schmutz zu klettern. Sein Gesicht wirkte noch immer wie eine Maske verzweifelter Entschlossenheit. Ohne auch nur den Mund zu verziehen, packte Rami eine fette Ratte am Schwanz und schleuderte sie weg. Kanthe mochte den Mann nun noch mehr und beschloss, diese Freundschaft zu vertiefen, falls sie dies hier überleben sollten.

Gemeinsam bahnten sie sich einen Weg durch eine Küche mit niedriger Decke und einem rußgeschwärzten Steinherd in der Ecke. Auf der anderen Seite hing eine Tür schief in den Angeln und ließ ein wenig Licht herein. Ein Blick durch den Spalt enthüllte einen kleinen Garten im Hinterhof. Er war von Dornen, Unkraut und Gestrüpp überwuchert. Ein mit Flechten überzogener Steinkreis bezeichnete einen alten Brunnen.

»Halte dich nahe bei der Hausmauer«, warnte Kanthe, »falls jemand im ersten Stock auch die Rückfront beobachten sollte.«

Rami huschte hinter Kanthe in den Hof hinein. Sie drückten sich an der Mauer entlang. Dabei bereitete Rami seine Klingen vor und ließ sie durch die Finger wirbeln. Vermutlich balancierte er sie aus – oder es war seine Art, mit der Nervosität fertigzuwerden. Wie dem auch sei, die silbernen Messer verschwanden jedenfalls und blitzten wieder auf, immer wieder.

Sie gingen auf dem Weg zu dem Haus, das Aalias Kutsche am nächsten lag, über Unkraut und herabgefallene Dachschildeln hinweg. Kanthe warf Rami einen fragenden Blick zu und erhielt ein Nicken. Das Haus, das sie nun erreichten, war vermutlich das richtige für ihren Plan.

Kanthe ging voran und drückte sich durch eine halb geöffnete Hintertür. Er holte tief Luft und wartete, bis sich seine Augen an das Zwielflicht gewöhnt hatten. Der Widerhall der Schlacht auf der Straße drang zu ihnen. Schreie, gebrüllte Befehle und der Zusammenprall von Stahl waren zu hören.

»Geh«, drängte Rami.

Kanthe schritt durch die Küche des Hauses. Wenigstens befand es sich in einem besseren Zustand als das letzte. Das obere Stockwerk war noch nicht eingestürzt. Er kam an einer Treppe vorbei und lauschte auf Anzeichen eines Feindes über ihnen. Aber der Kampflärm von draußen machte es schwierig, einzelne Geräusche zu unterscheiden.

Er duckte sich und betrat den Hauptraum an der Vorderseite. Reste von zerbrochenen Möbeln lagen überall herum. Ein Aschehaufen und teilweise verbranntes Holz deuteten darauf hin, dass hier einmal jemand vor der Kälte Zuflucht gesucht hatte.

Rami packte ihn an der Schulter und zischte etwas. Er zeigte nach oben. Staub rieselte zwischen den Deckenbalken nach unten.

Dort oben bewegt sich jemand.

Kanthe verfluchte sich dafür, dass er nur auf den Boden und den Aschehaufen geachtet hatte. Vorsichtig machte er einige Schritte zur Seite in Richtung eines schartigen Lochs in der Decke. Sie war zwar noch fast vollständig intakt, aber an einer Ecke war sie doch eingebrochen. Er bemerkte ein schwaches Flackern dort oben, das sich auf das Loch zubewegte.

Hat man uns gehört?

Kanthe drückte den Schaft seiner Armbrust gegen die Schulter. Ein Bolzen war schon eingelegt, und die Waffe war gespannt. Während er sich der Öffnung näherte, zielte er auf sie. Er drehte den Kopf und sah Rami an, weil er seinem Freund sagen wollte, er solle zurückbleiben. Und dann erstarrte er.

Ein Schatten regte sich hinter Rami auf der Schwelle zur Küche. Jemand war die Treppe hinuntergeschlichen und hatte sich ihnen

leise von hinten genähert. Ein Schwert blitzte in der Dunkelheit auf.

Noch ein Hinterhalt ...

Vielleicht war es Kanthes entsetztem Blick zu verdanken, dass Rami sofort reagierte und sich so schnell wie eine zustoßende Schlange bewegte.

Sein Freund senkte die Schulter und streckte einen Arm hinter sich, ohne auch nur einen Blick zurückzuwerfen. Etwas Silbernes flog von seinen Fingerspitzen. Die Klinge bohrte sich in den Hals des Mannes. Sein Schrei war nur noch ein ersticktes Gurgeln; das Messer brachte ihn zum Schweigen.

Nun war es so still, dass Kanthe die Stiefelschritte über ihnen hörte. Er schwang herum, als eine Gestalt mit gezücktem Schwert durch das Deckenloch sprang. Ihr Mantel bauschte sich auf.

Kanthe hatte die Armbrust noch angelegt, und nun schoss er. Er hielt die Waffe in festem Griff, als der Rückstoß sie ihm aus der Hand zu reißen drohte. Der Bolzen drang in das linke Auge des Angreifers ein, noch bevor er auf dem Boden gelandet war. Seine Beine knickten unter ihm ein, und sein Körper folgte ihnen.

Rami eilte neben Kanthe, der schon den nächsten Bolzen aus seinem Köcher holte und ihn einlegte; dann spannte er die Sehne. Sie sahen in alle Richtungen, aber keine weiteren Angreifer erschienen.

»Das müssen alle gewesen sein«, flüsterte Kanthe.

Sie eilten durch das Zimmer und erreichten ein Fenster, das teilweise mit Holz vernagelt war. Aber dann spähten sie durch eine zerbrochene Latte. Das hintere Ende von Aalias umgekippter Kutsche lag unmittelbar vor ihnen. Es war unmöglich zu sagen, wie viele Verteidiger übrig geblieben waren.

Ein weiterer Angreifer rannte über die Straße und wollte sich in den Kampf stürzen.

Die Soldatin würde nicht mehr lange durchhalten.

Nicht ohne Hilfe.

Kanthe richtete die Armbrust auf den Spalt, hielt die Luft an, zielte und schoss. Der Bolzen fand sein Ziel. Der Kopf des herbeirennenden Angreifers wurde zurückgerissen und nahm den Körper gleich mit – dann brach die Gestalt rücklings zusammen.

Inzwischen hatte Rami die Tür erreicht. Sie war mit einem Seil verschlossen, aber mit der Zeit war der Hanf zu einer mulchigen Masse geworden. Rami rammte die Tür mit der Schulter und taumelte ins Freie. Sofort suchte er hinter der umgestoßenen Kutsche Deckung. Er schaffte es, was er vermutlich dem dichten Rauch zu verdanken hatte – und dem Umstand, dass er und Kanthe die beiden Männer im ersten Stock bereits erledigt hatten.

Kanthe folgte ihm und tastete nach einem weiteren Bolzen. Als er die Straße erreichte, bemerkte er einen weggeworfenen Bogen, der jemandem aus der Hand gefallen sein musste, als der erste Kriegswagen explodiert war. Ein lederner Köcher lag nur wenige Schritte entfernt inmitten zahlreicher Pfeile.

Er lächelte über dieses kleine Glück und wusste nicht, welchem Gott er dafür danken sollte. Schließlich warf er die Armbrust beiseite und war froh, sie los zu sein. »Weg mit dir.«

Er hob den Bogen auf und füllte die Pfeile wieder in den Köcher. Drei Stück davon behielt er jedoch in der Hand und richtete sich dann auf. Rami nickte ihm zu, danach umrundete er den Wagen und machte sich bereit, der Leibwächterin zu helfen.

Kanthe folgte dicht hinter ihm, legte den ersten Pfeil in die Sehne und behielt die anderen beiden in der Hand.

Ihr plötzliches Erscheinen erwischte alle unvorbereitet. Rami erledigte sofort den einen Angreifer der Leibwächterin, Kanthe schaltete den anderen aus. Gemeinsam flankierten sie die Frau, die einen Schritt zurücktaumelte und schwer atmete.

Noch mehr Feinde stürmten auf sie zu.

Kanthe hatte bereits den zweiten Pfeil eingelegt. Er spannte die Sehne und schoss. Als der Pfeil flog, nahm er den dritten, zog und feuerte. Die beiden Pfeile erwischten zwei Angreifer.

Neben ihm wirbelte Rami herum, und Silber blitzte in der Luft auf.

Schreie folgten, Blut spritzte in hohem Bogen, Männer gingen zu Boden.

Kanthe griff in den Köcher, der über seiner Schulter hing. Er nahm sich drei weitere Pfeile und zog sie heraus. Doch bevor er den ersten einlegen konnte, legte sich ihm ein lederummantelter Arm vor das Gesicht. Ein Armbrustbolzen prallte von dem kleinen Stahlschild ab, der um den Unterarm der Soldatin gebunden war. Sie trat einen Schritt nach vorn und war bereit, sie beide zu verteidigen.

Kanthe konzentrierte sich nun auf die Schützen oben in den Fenstern.

Rami kümmerte sich dagegen um die Schwertkämpfer auf der Straße.

Die Schlacht schien sich noch eine ganze Ewigkeit hinzuziehen.

Kanthe keuchte und wischte sich den Schweiß aus den Augen. Seine Finger schmerzten, seine Schultern brannten. Er suchte nach seinem Köcher und musste feststellen, dass er leer war. Rami hatte ein Krummschwert aufgehoben, nachdem ihm seine eigenen Messer ausgegangen waren.

Kanthe riskierte es, kurz seinen Freund anzusehen, und er erkannte die Angst in dessen Blick, die das bestätigte, was Kanthe bereits vermutet hatte.

Wir können nicht gewinnen.

Dann richtete ein lauter Knall alle Aufmerksamkeit nach links. Pferde bäumten sich auf, wieherten und warfen ihre gepanzerten Köpfe herum. Der Kriegswagen drängte sich an der anderen Kutsche vorbei. Kurz zuvor hatte Kanthe gesehen, wie Pratik in den Wagen gesprungen war. Der Chaaen hielt eine Axt mit beiden Händen. Der Mann musste die Kutsche von dem Gewicht der toten Pferde befreit und zur Seite manövriert haben.

Der gepanzerte Kriegswagen kam donnernd auf sie zu.

Die Schützen auf ihm feuerten in alle Richtungen und trieben die Angreifer zurück.

Unter lautem Hufgeklapper hielt der große Wagen an. Eine Tür an der Seite des Wagens öffnete sich und zeigte eine stahlummantelte Kabine, die unter dem offenen Deck verborgen lag.

Da sie nun Schutz erhalten hatten, wandte sich Rami der umgestürzten Kutsche zu. Aalia kauerte tief unter ihr, umgeben von einer Handvoll ihrer Chaaen. Die anderen schienen tot zu sein; sie hatten die Erleuchtete Rose mit ihren eigenen Körpern geschützt.

Kanthe kam Rami zu Hilfe. Er führte die Chaaen weg, während Rami seine Schwester von den Fesseln der Toten befreite. Dann eilten sie zu dem Wagen, wo die Soldaten sie fort ins Innere zogen.

Beim Einstieg bot Kanthe Aalia seine Hand an.

Sie schlug seinen Arm beiseite und sah an seiner Schulter vorbei, als wäre er ihres Blickes nicht wert. »Fass mich nicht an«, spuckte sie auf Hálendiisch aus. Offenbar beherrschte sie seine Sprache.

Kanthe war über die Leidenschaftlichkeit ihrer Zurückweisung verblüfft.

Rami zuckte zusammen und half seiner Schwester in den Wagen. Als er an Kanthe vorbeikam, zuckte er entschuldigend die Achseln. »Sie ist verängstigt.«

Kanthe bemerkte Aalias finsternen Blick, bevor sie sich abwandte. Was sich auf ihrem Gesicht zeigte, war nicht Angst. Er erkannte es sofort.

Es war Hass.

Er seufzte und folgte ihr – nahm sein Schicksal hin, so gut es ihm möglich war.

Ein verirrter Armbrustbolzen schwirrte so dicht an seinem Ohr vorbei, dass er einige Haarlocken abrasierte. Er duckte sich zur Seite und warf einen Blick in die Richtung, aus der der Angriff gekommen war. Eine Gestalt erschien weiter hinten auf der Straße. Der Mann senkte seine Waffe. Er stand aufrecht und furchtlos da

und hielt das dunkle Gesicht der Sonne entgegen. Sein kantiges Kinn und die breiten Wangenknochen hätte man als schön bezeichnen können, insbesondere die hellvioletten Augen, die bei den Klashe äußerst selten und darum hochgeschätzt waren. Der einzige Makel war eine Narbe, die von der Stirn bis zur Wange verlief und die weiße Farbe über seinem linken Auge durchschnitt.

Sein Blick hatte sich auf Kanthe gerichtet.

Die Miene des Mannes war leicht zu lesen.

Wieder Hass.

Die Gestalt hob den Arm und senkte ihn dann langsam wieder. Auf dieses Signal hin kam der Angriff zu einem Ende. Keine Pfeile und auch keine Bolzen schlugen mehr ein. Die Angreifer verschwanden in alle Richtungen und verbanden sich mit den Schatten. Und auch der Mann, bei dem es sich eindeutig um den Anführer handelte, drehte sich um und folgte ihnen.

»Beeilung«, warnte Rami und streckte den Arm nach Kanthe aus.

Er packte die Hand seines Freundes und ließ zu, dass dieser ihn in das Innere des Wagens zog. Rami geleitete ihn auf eine Bank. Er ließ sich schwer darauf nieder und war über alle Maßen erschöpft.

Er schloss die Augen und dachte an die Gestalt auf der Straße.

Erst jetzt fiel ihm etwas auf. Als Aalia seine Hand beiseitegeschlagen hatte, war ihr Blick an Kanthes Schulter vorbeigeglitten – in Richtung jenes Mannes. Er hatte geglaubt, sie verachte ihn so sehr, dass sie ihn nicht ansehen wollte. Aber vielleicht hatte sie den Anführer auf der Straße ebenfalls bemerkt.

Er schüttelte den Kopf und war so verwirrt und erschöpft, dass er kaum mehr klar denken konnte. Nur eines wusste er mit Sicherheit. Er dachte an die Miene von Aalia und an die des Angreifers auf der Straße und musste die Wahrheit dieses Tages hinnehmen.

Ich scheine gerade das zu tun, was ich am besten kann.

Er seufzte laut.

Ich mache mir Feinde.

DREI

Dolche im Wind

*Wisset dies! Das Lied der Lyra eines Barden vermag Erinnerungen
zu wecken, das Blut zu erregen und Tränen hervorzubringen.
Es bewegt den Lauscher auf sanfte Weis'. Aber Zaumsang –
so süß doch dem Ohr – schneidet durch Blut & Knochen.
Er bewegt nicht, er packet! Gezäumet zu werden ist wie eine Faust
im Schädel, lässt Denken, Wollen oder Träumen keinen Raum.
Besser ist's, sich ein Messer ins Ohr zu stecken, als den Sang
jener Sirenen zu hör'n.*

Entnommen der Predigt des haprischen Priesters Clea ja Raan III., dessen Anhänger Hunderten Zaumsängern die Zunge herauschnitten; einige behaupten, er sei selbst mit dem Zaumsang begabt gewesen und habe diesen benutzt, anderen seinen blutigen Willen aufzuzwingen

9

MIT ÜBERGESCHLAGENEN Beinen saß Nyx im Zwielflicht des unteren Laderaums der *Sperber*. Sie hielt die Augen geschlossen; es gab sowieso nicht viel zu sehen. Lampenöl war an Bord eines Flynkschiffes genauso kostbar wie Blitzbrenner-Treibstoff. Nur zwei Laternen erhellten den höhlenartigen Raum, und eine von diesen wurde von Jace beansprucht.

Ihr Freund hockte nicht weit von ihr entfernt. Er hatte sich über das Buch auf seinem Schoß gebeugt, das er aus der Hütte mitgenommen hatte, die er mit dem Alchymisten geteilt hatte. Er murmelte, während er las. Das fand sie ausgesprochen liebenswert, denn es klang, als würde er mit dem schon lange verstorbenen Autor streiten. Er suchte nach Informationen über das, was sie hinter dem Drachencryst erwarten mochte, aber sie vermutete, dass er sich auch von der unmittelbaren Gefahr ablenken wollte.

Das wusste sie zu schätzen.

Vor Kurzem hatten sie durch das Großhorn – jenes Kommunikationssystem aus Metallröhren, die durch das ganze Schiff liefen – erfahren, dass sie in weniger als einer Glocke die Berge erreichen würden. Daran hatte die ganze Besatzung auf ihre Posten geschickt. Alle anderen sollten sich in ihre Kabine begeben – allerdings nicht zu ihrem eigenen Schutz, sondern damit sie den anderen nicht im Weg herumstanden.

Nyx hatte schon vorher beschlossen, den Sturm und die Überquerung des Gebirges im Laderaum zu überstehen. Sie wollte in der Nähe von Bashaliia und Kalder sein und die beiden während der zu erwartenden Turbulenzen beruhigen. Jace hatte Graulin von ihrem Vorhaben in Kenntnis gesetzt, als er nach oben gegangen

war und sein Buch geholt hatte. Sie war überrascht gewesen, als der Ritter nicht zusammen mit Jace zurückgekehrt war und über sie wachen wollte. Aber Nyx besaß bereits eine Wächterin, die weitaus stärker als jeder Mensch war.

Shiya stand einige Schritte von ihr entfernt. Sie war vollkommen reglos, atmete nicht einmal. Damit war sie wieder zu einer Statue aus Bronze geworden.

Vermutlich wusste Graulin auch, dass jede Evakuierung des Schiffes durch diesen Laderaum geschehen musste und er sie daher im Notfall ohne Schwierigkeiten von hier wegbringen konnte. Die beiden kleinen Segelboote, die verkleinerte Versionen des großen Wyndschiffes darstellten, waren im hinteren Teil des Laderaums verstaut worden, und ihre Stummelnasen wiesen auf die Luken im Heck, die sich zum Himmel hin öffnen ließen. Falls die *Sperber* flugunfähig werden sollte, stellten diese beiden Boote die einzige Möglichkeit dar, das Schiff zu verlassen.

Während sie weiter wartete, summte sie leise; es war eine Vibration der Kehle und des Atems. Während Jace einige Zeit des Tages mit Übungskämpfen gegen Graulin und Darant verbrachte, hatte Nyx ihre Beherrschung des Zaumsangs verbessert. Die Gabe dazu kreiste in ihrem Blut und war durch die Generationen weitergegeben worden.

Vor einem halben Jahr hatte sie seine wahre Quelle kennengelernt.

Bashaliia – oder vielmehr seine Brüder.

Vor Urzeiten hatten die Alten seine Art mit einer besonderen Gabe zur Kommunikation ausgestattet. Die Geister vieler Flederwesen konnten zu einem einzigen Geist verschmelzen und eine gewaltige, kalte Intelligenz bilden. Dieses Bewusstsein wurde in der ganzen Kolonie bewahrt, in der jedes Individuum eine giftige Bastion der Stärke darstellte.

Die Mýr-Flederwesen waren dazu geschaffen, lebende Wächter zu sein und die Urde während der vorbeiziehenden Jahrtausende

zu beobachten, nach Gefahren Ausschau zu halten und, wenn nötig, die Schläfer zu wecken, die, über die ganze Welt verteilt, begraben lagen.

Mit geschlossenen Augen warf Nyx die Fäden der Macht aus. Sie berührten Shiya, eine jener alten Schlafenden. Ihre Art bestand aus nicht lebendigen Wächtern, kunstvoll von den Alten hergestellt und mit dem gleichen mächtigen Zaumsang ausgestattet.

Durch Nyx' Berührung wurde Shiya vor ihrem inneren Auge zu einer Fackel. Die gewaltige Macht dieser Frau war beinahe ungreiflich. Aber es war nicht nur die Kraft ihrer Glieder, sondern auch die Quelle der Energie, die in ihrem Innern pulsierte. Shiya war ein lebender Schmelzofen, der die Kräfte dieser Welt wärmen und wieder in Rotation setzen sollte.

Aber wie das zu geschehen hatte, war weiterhin unbekannt. Die Zeit schien mächtiger zu sein als der Wille der Alten. Viele Schläfer waren verloren, zerquetscht unter Meilen von Eis oder versengt von der Hitze auf der anderen Seite der Urde. Auch das gesammelte Wissen der Schläfer hatte nicht unbeschädigt überdauert. Shiya mochte zwar mächtig sein, war aber auch verwirrt; sie bedeutete eine gefährliche Waffe, doch es gab keinen Feind, gegen den sie gerichtet werden konnte.

An Nyx und den anderen lag es, die Lücken zu füllen und das verblasste Gewebe aus Geschichte und Wissen zu etwas Ganzem und Verständlichem zu machen. Die einzigen Hinweise waren die Smaragd-Markierung in den Tiefen der Gefrorenen Wüste und eine andere auf der gegenüberliegenden Seite der Urde in den Ländern, die auf ewig unter dem gnadenlosen und unendlichen Starren des Vaters Oben verdorrten. Obwohl viel Wissen verloren gegangen war, verspürte Shiya deutlich, dass es notwendig war, zuerst den Ort im Eis zu finden. Niemand, nicht einmal Shiya selbst, kannte den Grund dafür.

Da sie keine anderen Schläfer befragen konnten, blieb der Gruppe nichts anderes übrig, als diese Reise zu unternehmen.

Doch ein wenig Hoffnung gab es schon. Shiya hatte herausgefunden, dass ein weiterer Schläfer existierte, nur war er bisher nicht geweckt worden. Dieses Artefakt lag tief im Südlichen Klashe verborgen. Einige aus ihrer ursprünglichen Gruppe – der Alchymist Frell, Prinz Kanthe und der Chaaen Pratik – hatten sich auf die Suche nach diesem Schläfer begeben. Aber da es keine Garantie für ihren Erfolg gab, mussten Nyx und die anderen das Risiko eingehen, die Eiswüste zu durchqueren.

Was werden wir finden?

Nyx lenkte die Fäden ihres Zaumsangs von Shiyas Bronzestalt ab. Sie presste ihre Kehle zusammen, und ihr Summen wurde höher. Während jeder Faden zu ihr zurück vibrierte – sie prallten von den gestapelten Kisten, den Rändern der Fässer und auch von der Wölbung des Frachtraums ab –, bildete sich das Bild des höhlenartigen Schiffsbauches in ihr ab. Unter dem geschäftigen Treiben auf den Oberdecks erstreckte es sich vom Bug bis zum Heck. Sie hielt die Augen weiterhin geschlossen und erhielt zugleich ein schattenhaftes, flüchtiges Bild des Schiffes in seiner gesamten Ausdehnung.

Angesichts dieses vagen, aber vertrauten Anblicks lächelte sie. Bis vor Kurzem hatte sie die Welt überhaupt nur auf diese Weise wahrnehmen können. Als Kind hatte sich ihr Blick getrübt, und seitdem hatte sie nur Schatten und gedämpfte Farben erkennen können. Selbst jetzt noch empfand sie einen gewissen Grad an Trost und Geborgenheit in dieser ihr so vertrauten Dunkelheit. Sie war ihre Vergangenheit, ihre Heimat und alles, was sie gekannt hatte. Dann war ihr einer von Bashaliias Brüdern während eines Angriffs zu Hilfe geeilt und hatte sie dabei vergiftet. Dieses Gift hatte den Schleier von ihren Augen genommen, der bei diesen großen geflügelten Wesen häufig vorkam, und gleichzeitig die in ihrem Blut schlummernde Gabe geweckt.

Ähnlich wie bei Shiya handelte es sich nämlich auch bei Nyx um eine erweckte Schläferin. Manche nannten es ein Wunder, das sie dem Segen der Mutter zuschrieben.

Für Nyx war es jedoch nicht nur ein Wunder, sondern auch ein Fluch. Die helle Welt war oft allzu unerträglich. Die Gabe des Zaum-
sangs ängstigte sie noch immer. Sie verstand ihn kaum, aber nach ein
wenig Übung hatte sie gelernt, ihn zu bündeln und zu beherrschen.

Durch das Echo ihres Sangs und das Weben der Fäden erkannte
sie das Leben um sie herum: das Huschen der Mäuse zwischen den
Kisten, das Zirpen der Heimchen, das Summen der Fliegen und
selbst jene feinsten Geräusche, unter denen eine Spinne ihr Netz
wob. Ein jedes hatte seinen eigenen Sang, und wenn sie in sich eine
dazu passende Harmonie fand, konnte sie diese Melodie dazu ein-
setzen, eine Maus in den Schlaf zu wiegen – oder ein Heimchen zu
einem besonderen Chor zu bewegen – oder eine Spinne dazu zu
bringen, die Anordnung der Fäden in ihrem Netz zu ändern.

Diese Fähigkeit wurde *Zaum* genannt; sie diente dazu, geringere
Kreaturen dem eigenen Willen zu unterwerfen. Die wenigen Per-
sonen, denen diese Gabe verliehen war, wurden überaus geschätzt.
Sie konnten sich große Sandkrabben unterwerfen, die schwer be-
ladene Wagen durch die Wüste zogen; und sie konnten Hunde und
Katzen zu ergebenen Jagdgefährten machen; sie konnten auch
Pferde dazu bringen, Sattel und Zügel zu akzeptieren. Nyx empfand
die Ausübung einer solchen Macht zwar als abscheulich und falsch,
aber sie leugnete nicht, dass darin auch ein gewisser Reiz lag.
Macht war zweifellos etwas Verführerisches.

*Vielleicht empfinde ich das so, weil ich bisher kaum Macht über mein eige-
nes Leben hatte.*

Entmutigt von diesem Tagtraum, öffnete sie die Augen und ließ
ihren Sang ersterben, indem sie dessen Fäden in sich zurückholte.
Während sie das tat, streiften einige der Fäden Jace. Durch diese
kurze Berührung konnte sie das Maß seiner Konzentration erken-
nen, die nach einem rauchenden Herd roch. Auch spürte sie seine
Angst, die sich wie die Luft nach einem Gewitter anfühlte.

Er sah von seinem Buch auf, als hätte er ihre Berührung gespürt.
»Nyx?«

Sie schüttelte den Kopf und warf die Reste ihrer Gabe ab. Als der Zaumsang verblasste und Jace sie ansah, roch sie plötzlich etwas Starkes an ihm – als stecke da eine Rose im Lehm.

»Es ist nichts«, murmelte Nyx.

Aber ihre Wangen röteten sich. Sie wusste, was dieses letzte Gefühl bedeutete. Es stand für sein Verlangen. *Nach mir*. Sein Innertes zu lesen und ans Licht zu zerren kam ihr wie eine Missachtung seiner Person vor.

Zum Glück sagte Jace nichts weiter. Er richtete den Oberkörper auf und massierte sich mit der einen Hand den verspannten Nacken. Mit der anderen hob er sein Buch an. »Ich glaube, ich weiß nun so viel wie möglich über das, was hinter dem Gebirge liegt. Es sind nur Geschichten, und jede ist seltsamer als die vorangegangene. In einer von ihnen wird behauptet, in der Eiswüste liege ein großes Meer versteckt, was natürlich absurd ist. Vielleicht hätte ich meine Zeit besser mit ...«

Das Schiff kippte plötzlich in Richtung Backbord. Die Kisten und Fässer ächzten und knirschten und drängten sich gegen die dicken Netze, mit denen sie gesichert waren.

Shiya kam zu Nyx und Jace herüber. Starke Hände legten sich auf ihre Schultern. »Bleibt zusammen. Duckt euch«, warnte sie mit ruhiger, aber fester Stimme.

Als das Schiff zitterte und bebte, fiel sie auf das Knie und hielt die beiden in festem Griff – keinen Augenblick zu früh.

Innerhalb weniger Atemzüge wurde die *Sperber* zu einem Sperling im Sturm. Das Schiff rollte und peitschte wild zu allen Seiten. Nyx keuchte; ihr Körper schwang in Shiyas Griff hin und her. Sie biss sich auf die Zunge, bis Blut aufquoll.

Jace streckte den Arm aus und packte ihre Hand. Seine Fingerschlängen sich um die ihren. Sie tauschten einen besorgten Blick.

Darants Stimme hallte durch das Großhorn zu ihnen. »Jetzt sind wir mittendrin! Setzt euch auf den Hintern und haltet euch gut fest!«

10

EINE GEFÜHLTE Ewigkeit lang kämpfte sich die *Sperber* durch den Sturm. Das Schiff wurde in alle Richtungen geworfen. Der Wind heulte und heulte; er schmerzte in den Ohren und legte sich auf das Herz.

Nyx' Schulter schmerzte unter Shiyas Griff. Jace drückte ihre Hand genauso fest. Nyx schmeckte das Blut von ihrer aufgebissten Zunge. Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Sie stellte sich vor, wie das Schiff in tausend Stücke zerbrach und die Teile auf den Drachencryst herabregneten.

Wann ist es endlich vorbei?

Sie war nicht die Einzige, die die Grenze ihrer Belastbarkeit fast erreicht hatte. In einem Verschlag in der Nähe erhob sich Kalder aus seinem Heu. Die Nase des Vargr deutete zu den Deckenbalken des Laderaums. Aus seiner Kehle drang ein gepeinigtes Grollen. Sein Schwanz schlug heftig aus.

Auf der anderen Seite des Schiffsbauches quiekte Bashaliia leise nach ihr und flehte um Beistand.

Nyx versuchte, aufzustehen und näher an ihn heranzukommen, aber als sich der Bug der *Sperber* unvermittelt hob, wurde sie sofort umgeworfen.

Draußen entwickelte sich der Wind zu einem tiefen Brüllen, das immer dann von lautem Krachen begleitet wurde, wenn eine Bö das Schiff traf. Die Eisenkabel ächzten unter der Spannung und leisteten damit ihren Beitrag zur allgemeinen Kakophonie. Der höhlenartige Frachtraum verstärkte den Lärm noch einmal.

Nyx bedauerte es nun, hier überhaupt Unterschlupf gesucht zu haben. Da es keine Fenster gab, war es unmöglich herauszufinden,

was draußen wirklich geschah. Sie war nicht die Einzige, die dieser Umstand bedrückte.

Kalders Knurren wurde zu einem Jammern. Inzwischen hatte sich der Vargr in eine Ecke seines Verschlags zurückgezogen. Er drängte sich über einige vorstehende Balken; der Platz darunter diente ihm als Höhle. Er hatte die Beine weit gespreizt, damit er das Gleichgewicht behielt, und den Kopf hielt er gesenkt.

Bashaliia schien es etwas besser zu ergehen. Er hatte seine scharfen Krallen tief in die Bodenplanken eingedrückt, die Flügel ausgebreitet und schaukelte nun hin und her. Trotzdem rief er in seiner Panik nach Nyx.

Sie wusste, dass sie die beiden beruhigen musste, damit sie nicht ihre Plätze verließen und sich verletzten. Also holte sie tief Luft und brachte Kehle und Brustkorb zum Summen. Sie schürte ihren Zaumsang und bemühte sich, die notwendige Konzentration zu erlangen. In all dem Chaos um sie herum gelang es ihr allerdings nicht. Ihr Summen stockte. Die Fäden ihres Sangs lösten sich auf, bevor sie diese aussenden konnte.

Ich schaffe es nicht.

Die *Sperber* kippte schwer zur Seite und schwang gleichzeitig nach oben. Nyx fürchtete, sie könnte sich einmal um die eigene Achse drehen. Shiyas Finger griffen mit großer Kraft fester nach ihr und drückten sie und Jace zu Boden.

Jace ließ Nyx' Hand nicht los. Er zuckte zusammen, aber in seinem Blick lag Entschlossenheit. Er deutete mit dem Kopf auf Kalders und Bashaliia. »Hilf ihnen!«, rief er.

Sie sah ihn besorgt an.

Wie?

Jace schien die Frage erkannt zu haben, die in ihren Augen lag. »Du kannst es! Such nach etwas, das dich beruhigt. Und dann teil es mit ihnen.«

Was beruhigt mich?

Sie kniff die Augen zusammen und suchte nach den Momenten

in der Vergangenheit, in denen der Schrecken sie gepackt hatte. Davon hatte es in letzter Zeit eine Menge gegeben. Aber in diesen Augenblicken fand sie keinen Trost, sondern nur Schmerz und Verlust. Sie ging weiter zurück. Mit geschlossenen Augen fiel sie in ihre Vergangenheit hinein, in eine Zeit, als sie noch fast blind gewesen war. Sie erinnerte sich an ein Mädchen, kaum sechs Jahre alt, das sich in seinem Bett herumgeworfen und die Laken bis zum Kinn gezogen hatte, während die unsichtbare Welt gebebt und gedonnert hatte.

So wie jetzt.

Damals hatten die Fensterläden geschlagen und der Wind geheult, und jemand war in ihr Zimmer eingedrungen. Eine Hand hatte sich auf ihre Brust gelegt. Eine Stimme hatte eine sanfte Melodie angestimmt, die den Rest der Welt zu beruhigen schien. Ihr Dah hatte ihr ein Wiegenlied vorgesungen, das den Schrecken wieder vertrieb und ihr versicherte, alles werde wieder gut werden.

Jenen Augenblick hatte sie beinahe vergessen, aber als die Erinnerung daran sie nun erfüllte und sogar jetzt noch ein wenig beruhigte, sang sie jene einfachen Worte – ein nie vergessenes Wiegenlied, dessen Silben sich tief in sie eingegraben hatten.

Wenn der Sturmwind weht und die Boote schwanken,

Bin ich ganz nah bei dir.

Schließ die Augen, ich bin hier.

Wenn die Blitze flackern und der Donner grollt,

Bin ich hier und geh nicht fort von dir.

Dein Herz mag ruhig sein und stumm der Schreck.

Wenn der Hagel prasselt und der Regen strömt,

Bin ich bei dir und beschütze dich.

Sei unbesorgt und ruhig ewiglich.

Während sie sang, fand sie ihre Konzentration wieder und verankerte sich in der Vergangenheit, blendete aber auch die Gegenwart

nicht aus. Sie wand ihren Zaumsang in alle Worte des Wiegenliedes und sandte ihn aus. Jeden Faden versah sie mit einem Gefühl der Sicherheit und außerdem mit der Beruhigung, die von der Stimme ihres Dah ausgegangen war, und ebenso mit der Wärme, die seine Hand auf ihrer Brust ausgestrahlt hatte.

Sie streckte den Sang im ganzen Laderaum aus; die Fäden erglommen vor ihrem geistigen Auge. Sie fand Kalder und senkte die Fäden in seine keuchende Brust. Andere Fortsätze drangen in seine weiten, glasisen Augen. Sie beschwor in seiner Erinnerung Zeiten der Ruhe und des Friedens herauf, die sie mit ihrem Sang polierte und erhellte.

- *die Wärme von Milch auf der Zunge*
- *die Geschwister des Wurfs, sicher aufgehoben am Bauch der Mutter*
- *der Bruder auf dem Weg neben ihm, zwei Herzen im Gleichklang*
- *später ein Nest aus Decken auf einem weichen Bett, geteilt von dreien, während jeder in den Düften der anderen badete, bis alle eins wurden*

Sie spürte, wie die Hitze in Kalders Blut abnahm und sein Herz nicht mehr so heftig raste. Der Brustkorb hob und senkte sich weniger stark, die Atmung wurde regelmäßiger. Sie erlaubte es ihm aber nicht, in einen friedlichen Schlummer abzugleiten. Er musste wachsam bleiben und für seinen eigenen Schutz sorgen – hoffentlich hatte er jetzt eine bessere Kontrolle über sich und stand auf festeren Beinen.

Sie richtete ihre Aufmerksamkeit auf Bashaliia, doch ein Teil ihres Sangs musste ihn längst schon erreicht haben. Er duckte sich und hielt sich zusätzlich mit den Flügelspitzen an den Planken fest. Seine Augen, heiß wie Kohlen, glühten sie an. Er wimmerte, streckte seinen eigenen Zaumsang aus und verband ihn mit dem ihren. Obwohl sie auch weiterhin getrennt waren, fühlte es sich jetzt wie eine warme Umarmung an.

Sie erlaubte sich, darin zu versinken. Eingewoben in die schim-

mernden Fäden des Zaumsangs, spürte Nyx, wie die Außenwelt um sie herum verblasste. Es gab nur noch sie beide. Während sie Trost daraus zog, konnte sie ihn Bashaliia doch nicht in gleichem Maße schenken. In ihrer Verbundenheit spürte sie weniger helle Fäden voll von traurigem Verlangen und dann ein Schmachten, das tief in Bashaliias Herz führte. Wie zuvor schon bei Jace kannte sie dessen Bedeutung genau. Ihr geflügelter Bruder hatte sein ganzes Leben in einer Gemeinschaft verbracht. Stets war er Teil eines größeren Ganzen gewesen.

Aber nun nicht mehr.

Schon vor vielen Monaten hatte das Schiff den Bereich seiner Kolonie verlassen. Selbst die erschreckend kalte Vernunft, die sowohl innerhalb als auch außerhalb der Kolonie existierte, konnte nicht mehr mit ihm in Verbindung treten.

Er ist hier draußen ganz allein.

Das bereitete auch ihr selbst Sorgen. Sie hatte Bashaliia schon einmal verloren, als er noch viel kleiner gewesen war, aber jene gewaltige und ausgedehnte Intelligenz hatte die Essenz ihres Bruders vor dem Tod bewahrt und in seine gegenwärtige Form gebracht, sodass er zu ihr hatte zurückkehren können. So etwas wäre aufgrund der großen Entfernung nun nicht mehr möglich.

Diese Sorge faserte ihren Sang auf und zerstörte das schützende Gewebe.

Die Welt kehrte mit all ihrem Tumult und Chaos, mit allem Heulen und Poltern zurück. Erst jetzt, wo sie an Bashaliias Zerbrechlichkeit erinnert worden war, spürte sie, wie ihre Angst immer stärker wurde. Die Bedrohung durch den Sturm hatte eine neue Bedeutung erhalten.

Ich darf ihn nicht noch einmal verlieren.

Vielleicht hatte Bashaliia ihre Qual auch bemerkt, denn sein sanftes Jammern wurde allmählich zu einem schrillen Ruf.

Sogar Jace zuckte alarmiert zusammen. »Was ist mit ihm los?«

»Ich weiß nicht ...«

Dann hörte sie es. Der Wind hatte es herbeigetragen, und es drang sogar durch das Brüllen des Sturms. Es fühlte sich an, als würden Dolche durch das Tosen geschleudert und geradewegs in den Schiffsbauch dringen. Es war ein Zaumsang – zu Speeren gehärtet.

Sie keuchte unter diesem Angriff. Eine solche Kraft hatte sie noch nie gespürt – oder zumindest seit vielen Monaten nicht mehr. Einen Augenblick lang glaubte sie, es rühre von dem gewaltigen Geist her, den Bashaliias Kolonie bildete und der es irgendwie geschafft haben musste, die große Distanz zu überbrücken.

Aber warum?

Während die Macht um sie herum größer wurde und sich die Härchen auf Nyx' Armen aufstellten, erkannte sie ihren Irrtum. Die Macht wuchs vor ihnen zu einer riesigen Welle an und erfüllte die ganze Welt. Nyx kauerte sich unter ihrer schieren Größe zusammen. Die Intelligenz von Bashaliias Kolonie war kalt und unbeweglich gewesen, doch das, was Nyx nun spürte, war etwas Feuoriges und Bösartiges voller Hass und Feindschaft.

Bashaliias Ruf wurde zu einem Kreischen.

Ruckartig drehte sie sich zu ihm um. Einen Atemzug lang sah sie, wie er in einem Netz aus feurigen Fäden zuckte. Er kämpfte mit seinem eigenen Sang, der in jenem Kreischen der Wut verborgen lag, gegen sie an – und zerriss sie damit.

Jemand versucht, ihn in den Zaum zu bekommen.

Nyx wollte aufstehen und ihm zu Hilfe eilen.

Shiyas Hand auf ihr wurde fester. »Hilf mir.«

Nyx drehte sich um und sah, dass Shiya unter demselben Angriff litt. Erst jetzt bemerkte Nyx, wie matt sie sich fühlte. Ihre Glieder schienen aus Blei zu bestehen, Jace' Hand fiel aus ihrem schlaffen Griff. Er sackte in Shiyas Umarmung zusammen; sein Kopf rollte zur Seite.

Jace ...

Nyx' Blickfeld verengte sich auf einen einzigen Punkt. Sie spürte,

wie Shiya ihren eigenen Sang von sich schleuderte. Ihre Bronze-
gestalt zitterte unter der Mühe, und ihr Leid war mit Wut unter-
legt. Ihre Fäden woben sich zu einem schimmernden Schild zusam-
men, der sie bald umgab.

Nyx schluckte, vertrieb damit die Betäubung aus ihrer Kehle
und summt ihr eigenes Lied. Sie stimmte sich in Shiyas Sang
ein. Beide Stimmen schwankten für einen Augenblick, dann bil-
deten sie eine vorsichtige Harmonie, auch wenn Nyx vermutete,
dass dies eher Shiyas Fähigkeiten zu verdanken war. Nyx konzen-
trierte sich noch mehr und verstärkte ihre Bemühungen. Nach
und nach wurde der Schild kräftiger und bildete eine Schale um
die drei.

Während sie diese Schale verstärkten, spürte Nyx, wie die Kraft
in sie zurückkehrte. Ihre Stimme wurde fester. Der Schild härtete
aus, weitete sich noch mehr und widersetzte sich dem Angriff.

In der Sicherheit dieser Schale ächzte Jace und richtete den
Oberkörper auf. Er rieb sich die Augen. »Was ... ist das?«

Nyx konnte ihm nicht antworten, da ihr Lied nicht verstummen
durfte. Sie wusste, dass Jace weder den Kampf, der in dem Rumpf
des Schiffes tobte, noch den Schild sehen konnte, der sie schützte.
Aber er war auch kein Narr. Also sah er zwischen ihr und Shiya hin
und her und bemerkte vermutlich die Anstrengung, die ihnen der
gemeinsame Sang verursachte, auch wenn er nicht wissen konnte,
wie notwendig er sein mochte.

Nyx warf einen Blick zu Bashaliia hinüber. Er setzte seinen eige-
nen Kampf fort, aber der Angriff wandte sich nun von ihm ab und
konzentrierte sich auf den schützenden Schild, gegen den er im-
mer stärker anbrandete. Nyx drehte sich zu Kalder um, der zwar so
wachsam wie immer war, aber nicht in den Kampf verwickelt
schien.

Nyx wagte es, ihrem Sang einige Worte hinzuzufügen, die sie an
Shiya richtete. »Wer immer das tut, zielt auf alle an Bord.«

Wie zum Beweis fiel der Bug der *Sperber* plötzlich ab. Einige Fäs-

ser rutschten aus dem Haltenetz und rollten in die Finsternis. Nyx und Jace wären ihnen gefolgt, hätte Shiya sie nicht in ihrem eisernen Griff gehalten.

Nyx stellte sich vor, dass alle im Steuerhaus von dem böartigen Sang in Bewusstlosigkeit versetzt worden waren, wie es auch Jace vorhin beinahe passiert wäre. So etwas hätte sie nie für möglich gehalten. Personen wie sie konnten zwar Tiere beherrschen, aber die Hirne von Menschen waren zu vielschichtig und kompliziert für eine solche Überwältigung. Sogar einige Tiere waren klug genug, sich der Kontrolle zu entziehen.

»Können wir diesen Schild um das gesamte Schiff legen? Und alle damit schützen?«, sang Nyx zu Shiya hinüber, auch wenn sie vermutete, dass es unmöglich war.

Die Bronzefrau bestätigte ihre Befürchtung mit einem Kopfschütteln.

Nyx zog eine Grimasse und deutete auf die Wendeltreppe, die aus dem Laderaum hoch zum Hauptdeck führte. »Wir müssen das Steuerhaus erreichen und unseren Schild zu den anderen tragen.«

»Ich begleite dich«, sagte Jace.

»Nein.« Sie zeigte hinter sich. Schweißtropfen perlten von ihrer Stirn. Sie bemühte sich, gleichzeitig zu singen und zu erklären. »Wenn wir das Schiff verlieren, sind die Beiboote unsere einzige Hoffnung. Löse die Seile, und bereite die Heckluke auf das schnelle Öffnen vor.«

Jace nickte.

Shiya sprach eine Warnung. »Der Schild. Wenn Jace seinen Schutz verlässt ...«

Nyx hatte diese Gefahr schon vorhergesehen. Sie schickte jede Menge Fäden ihres Sangs zu Bashaliiia und machte ihm dadurch ihre Absicht deutlich.

Beschütze Jace.

Bashaliiia hatte sich als fähig erwiesen, diesen Angriff abzuwehren. Ihr Bruder verstand sie und stieß einen durchdringenden Pfiff

aus, dann entsandte er einen gewundenen Energiefaden in Jace' Richtung.

Nyx wandte sich an ihren Freund. »Tu dein Bestes.«

Die *Sperber* sank nun schneller. Der Sturm war zu einem lauten Jammern geworden. Das Schiff bebte und knarrte. Der Schrecken wurde zu einem scharfen Schmerz in Nyx' Brust.

Wie lange wird es dauern, bis wir an den Gipfeln des Drachencryst zerschellen?

Sie hatte keine Ahnung. Aber sie unterdrückte ihre Ängste und befreite sich aus Shiyas Griff. »Los geht's.«

11

RHAIF HIELT sich am Hauptsteuer der *Sperber* fest. Er stellte die Beine weit auseinander, damit er das Gleichgewicht halten konnte, während das Schiff in die Tiefe sackte. Er mühte sich ab, das Rad zu drehen, sodass der Bug des Schiffes nach oben zeigte. Er hatte früher einmal gesehen, wie Darant es gemacht hatte, aber das Steuerrad wollte sich nicht bewegen lassen. Durch die gebogenen Fenster sah er, wie die zerklüfteten Zähne des Drachencryst auf ihn zuflogen.

Mit jedem rasenden Herzschlag kam er zu neuen Entscheidungen.

Aber zuerst ...

Jemand hätte mir zeigen sollen, wie man diesen verdammten Vogel fliegt.

Rechts und links von ihm lagen zusammengebrochene Menschen auf den Planken des Steuerhauses. Darant hingegen lag zwischen Rhaifs Beinen und schnarchte dort, wo der Pirat hingefallen war, nachdem er die Kontrolle über das Steuerrad verloren hatte.

Zweiter Gedanke ...

Sei mit dem, was du dir wünschst, vorsichtig, du Narr.

Nachdem er schon so lange an Bord der *Sperber* festsaß und kaum etwas anderes zu tun hatte, als mit der Mannschaft um niedrige Einsätze zu spielen, hatte sich Rhaif über die Enge, die Langeweile und die Eintönigkeit der ununterscheidbaren Tage unter dem sonnenlosen Himmel beklagt. Er hatte darum gebetet, irgendetwas möge diese Monotonie durchbrechen.

Und das habe ich jetzt davon.

Der Schweiß strömte in kalten Rinnsalen an seinem Gesicht herunter und stach in den Augen. Seine Arme schmerzten vom

Kampf mit dem Rad. Er zog eine Grimasse, als er den sicheren Tod auf sich zurasen sah. Seine Eingeweide zogen sich zusammen und gebaren einen dritten Gedanken.

Ich hätte auf das stille Örtchen gehen sollen, bevor wir in diesen Sturm geraten sind.

In diesem Augenblick kämpfte er gegen seine Blase genauso heftig an wie gegen den Sturm. Und er war sicher, dass er bei dieser Schlacht in den Lüften unterliegen würde. Er suchte nach Hoffnung, nach Hilfe. Graulin war nur wenige Schritte von ihm entfernt auf die Planken gesunken. Andere Mitglieder der Mannschaft waren über den Kontrollinstrumenten zusammengebrochen, die aus kleinen Rädern und Hebeln bestanden, deren Funktion ihm unbekannt war.

Er verfluchte sie alle und kam zu seinem vierten und letzten Gedanken – vielleicht dem letzten, den er je haben würde.

Warum ich?

Er hatte keine Ahnung, warum der Zauber, dem der Rest der Mannschaft zum Opfer gefallen war, bei ihm nicht wirkte. Als alle ins Taumeln geraten und gestürzt waren, hatte Rhaif das Gefühl gehabt, die Welt gerate um ihn herum ins Torkeln. Sein Blick verschwamm, als ob er zahlreiche Krüge mit billigem Bier getrunken hätte. Dann war plötzlich eine Melodie in seinen Kopf eingedrungen. Es war kein Gassenhauer gewesen, der zum Gefühl der Trunkenheit gepasst hätte, sondern ein Wiegenlied, das ihm seine Mutter an vielen Abenden vorgesungen hatte. Sie war ein Mitglied des Kethra'kai-Stammes von Wolkennah gewesen, deren Blutlinie vom Zaumsang gesegnet war.

Rhaif besaß diese Gabe zwar ebenfalls, aber leider war sie durch das guld'guhlische Blut seines Vaters stark verwässert. Dennoch spürte er gelegentlich eine Ahnung des Sangs, wenn er die goldenen Fäden erkannte, die ein geschickter Sänger aussandte, oder wenn er, was noch seltener geschah, die innere Welt eines anderen Menschen spürte, nachdem er diesen berührt hatte. Vermutlich

war es das, was ihn zu einem so geschickten Dieb hatte werden lassen. Vor wenigen Augenblicken hatte er das Wiegenlied seiner Mutter gehört, und es hatte die üblen Ausdünstungen vertrieben, die seine Sinne zu überwältigen gedroht hatten. Die Welt war erstartet.

Nicht so für die anderen.

Als Darant gestürzt war, hatte sich Rhaif sofort zum Steuerrad begeben, auch wenn er nicht wusste, wie er damit umzugehen hatte. Während die Winde weiter an dem Schiff zerrten, hatte Rhaif versucht, es zu ergreifen und gegen jede Bö anzukämpfen. Er schaffte es nicht, den Sinkflug aufzuhalten, wusste aber auch nicht, was er falsch machte. Er fürchtete bereits, dass seine Versuche, das Ruder still zu halten, den Sturz nur beschleunigten.

Durch die Fenster sah er sein Schicksal auf sich zurasen. Ein zerklüfteter Gipfel erfüllte nun das ganze Blickfeld und kam mit jedem Atemzug näher. Es sah so aus, als würde die *Sperber* von dem spitzen Felsen aufgespießt werden, und zwar vom Bug bis zum Heck.

Weil er diesem Schicksal entgehen wollte, riss Rhaif das Rad nach rechts. Die *Sperber* neigte sich nun tatsächlich in diese Richtung. Aber es geschah langsam – viel zu langsam. Das Brüllen des Windes wurde zu einem Jammern. Die Eisenkabel ächzten unter der Spannung, und das ganze Schiff bebte.

Los, los, los, komm schon ...

Er betete zur jeder Gottheit des nördlichen Pantheons – und wünschte sich, er würde auch alle dreiunddreißig klasheanischen Götter kennen. Der einzige Name, der ihm in den Sinn kam, war der des dunklen Gottes ðreyk, dessen Zeichen eine gehörnte Schlange war.

Verdammt soll er sein. Lieber sterbe ich, als diesem Dämon einen Gefallen zu schulden.

Der Blick aus dem Fenster kippte ganz leicht zur Seite. Die Bergspitze stellte sich schräg. Rhaif kniff die Lippen zu einem Aus-

druck zwischen einer Grimasse und einem Lächeln zusammen. *Gutes Mädchen*. Nun hing er fast von dem großen Steuerrad herunter und nutzte sein ganzes Gewicht, das Schiff zu einer noch stärkeren Drehung zu bewegen. Es schien zu funktionieren. Der Gipfel verschob sich weiter nach rechts. Aber es reichte dennoch nicht.

Die *Sperber* schoss auf den felsigen Grat zu. Er war schwarz und von Eis überzogen. Heftige Windstöße fegten Kristalle aus dem Stein und erschufen einen schimmernden Dunst, der im Wind davontrieb. Wunderschön wäre dies gewesen, wenn es nicht eine so tödliche Bedrohung dargestellt hätte.

Das Flynkschiff tauchte durch den Eissturm. Es rutschte knapp an der zerklüfteten Bergspitze vorbei, deren Hang sich nun wie eine dunkle, erstarrte Welle vor Rhaif erstreckte. Die *Sperber* setzte auf diesem Hang auf und rutschte ihn hinunter. Ein weites Tal öffnete sich auf einmal jenseits des Berges, aber hinter ihm ragten schon die nächsten Gipfel in die Höhe.

Rhaif hatte keine Zeit, sich um sie Sorgen zu machen.

Seine Gebete wandelten sich in Flüche.

Vielleicht gelingt das besser.

Für einen Augenblick hatte es den Anschein. Der Hang fiel weiter zurück. Rhaif ächzte vor Erleichterung – bis vor ihm ein dunkler Felsvorsprung erschien. Rhaif riss an dem Steuerrad, stemmte sich dabei mit den Füßen gegen den Boden und spannte alle Rückenmuskeln an.

Er wusste, dass er nichts weiter tun konnte, und schloss die Augen.

Ein Bersten und Krachen erschütterte das Schiff. Er hörte ein eisernes Kreischen und stellte sich vor, dass einer der äußeren Blitzbrennertanks abgerissen war und einen Teil des Rumpfes mitgenommen hatte. Ein frisches Heulen des Windes ertönte nun hinter ihm und bestätigte all seine Befürchtungen.

Und dennoch ...

Er öffnete die Augen. Der Berg war verschwunden und durch ein weites vereistes Tal ersetzt. »Wir haben es geschafft«, keuchte er unter beinahe manischem Kichern. »Wir haben es geschafft.«

Aber er wurde rasch wieder ernst, denn er wusste, dass dies nichts als ein kurzer Aufschub war. Das Schiff sank weiter auf den Boden des Tals zu. Er warf einen Blick zurück, wo der tobende und tosende Wind in das Schiff eingebrochen war.

Vielleicht hätte ich Dreyk doch in meine Gebete einschließen sollen.

Während er nach unten starrte, schlug die Tür des Steuerhauses auf, und blendende Helle drang herein. Er keuchte und ließ das Steuerrad los, hob den Arm und blinzelte. Es dauerte einen weiteren Atemzug, bis er den vertrauten goldenen Dunst erkannte.

Zaumsang ...

Wenn Rhaif imstande war, ihn so deutlich zu erkennen, dann musste die Macht dahinter gewaltig sein. Nun erschienen seine Schöpfer und eilten auf ihn zu.

Shiya und Nyx glitten an der schräg stehenden Tür vorbei. Ihr Feuerschein breitete sich aus, erreichte die Wände und war mit seinem schwachen Zaumsinn nicht mehr auszumachen.

Er fand seine Stimme nicht, konnte nicht einmal eine Frage stellen. Um ihn herum regten sich die anderen auf dem Boden und wachten aus der zauberischen Benommenheit auf. Er sah nach unten, als Darant zu sich kam. Die Miene des Piraten wandelte sich von Verwirrung zu Wut.

Darant sprang auf und schob Rhaif beiseite. Dieser war froh, endlich von seiner Pflicht entbunden zu sein, und taumelte davon – und stolperte über das Bein eines erwachenden Matrosen. Er fiel hart auf den Hintern. Darant packte das Rad und schien die Lage mit einem einzigen Blick abschätzen zu können. Briganten überlebten nicht lange, wenn sie nicht zu jedem Zeitpunkt ein Schwert im Rücken erwarteten.

»Was hast du mit meinem Schiff gemacht?«, brüllte Darant, während er die anderen auf ihre Positionen winkte.

Rhaif zuckte mit den Achseln. »Ich dachte, ich spiele den Kapitän, während ihr schlaft.«

Graulín eilte an Darants Seite. »Wir müssen an Höhe gewinnen, bevor wir das Ende des Tals erreicht haben.«

»Ich kann die Berge vor uns genauso deutlich sehen wie du«, brummte Darant. »Wir müssen den Bug nach oben bekommen.«

Darant stellte den Fuß unter die Konsole und drückte ein Pedal am Boden durch. Gleichzeitig drehte der Pirat am Steuerrad, und es bewegte sich langsam. Der Bug stieg an, und der Boden neigte sich schon nicht mehr so stark.

Rhaif stützte sich auf den Ellbogen, schaute unter das Rad und stöhnte.

Dort gibt es also ein Pedal ... das hätte man mir sagen sollen.

Darant brüllte den anderen zu: »Zündet den Heckantrieb! Wir verschwinden von hier!«

Nyx ging Graulin aus dem Weg, als der Ritter auf sie zukam und sie beschützen wollte. »Beeilung! Da kommt etwas auf uns zu!«

